

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

# Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

## Vom Land Palästina.

(Mit einer Karte.)

Seit dem Jahr 1840 sind in diesem Kalender Schilderungen zu lesen von den heiligen Orten in Palästina, oder von demjenigen Lande, wo unser göttlicher Erlöser auf Erden gewandelt ist. Viele wohlgesinnte Leser hatten ihre besondere Freude an diesen Berichten; nach dem laut gewordenen Wunsche derselben folgt hier nun auch eine sorgfältig verfaßte Karte jener Gegenden.

Der Name Palästina, womit man jetzt gewöhnlich jenes Land benennt, kommt in der Bibel nicht vor. Der älteste Name war Kanaan, denn hier wohnten die Nachkommen Hams und dessen Sohns Kanaan, über den der Großvater Noah die Vermünschung „zu einem Knecht aller Knechte unter seinen Brüdern“ ausgesprochen. (1. Buch Moses 9. u. 10. Cap.) Weil Gott den Nachkommen Abrahams dieses Land verheißen hatte, hieß es das gelobte Land. Als nun Abraham aus den rückwärts gelegenen Gegenden in Kanaan eingezogen, wurde er von den damaligen Bewohnern, den Kananiten, ein Hebräer, das heißt, ein aus dem Lande jenseits des Flusses Euphrats Gefommener, genannt. Darnach hieß man später das ganze Land das Reich der Hebräer. Den Namen: Land Israel, oder bloß Israel, erhielt es zu Ehren Jakobs, des Enkels von Abraham, der auch Israel genannt wurde. Und als der Stamm Juda sich ansehnlich mehrte, so wurde der Name Judäa auf das ganze Land ausgedehnt. Die Benennung Palästina kommt von den Römerzeiten her. Die schicklichste Bezeichnung für diese merkwürdige Gegend ist wohl die: das heilige Land. Denn es war die Wiege des Sohnes Gottes, des Herrn der Herrlichkeit, als er in Knechtsgestalt auf Erden erschien. Hier hat sich der Herr der Welt zuerst dem Menschen ganz zugänglich offenbart, hier haben die heiligen Männer Gottes geredet, gerieben vom heiligen Geist, hier lebte der Gottmensch, der sich selbst darstellte zu einem Opfer, auf daß

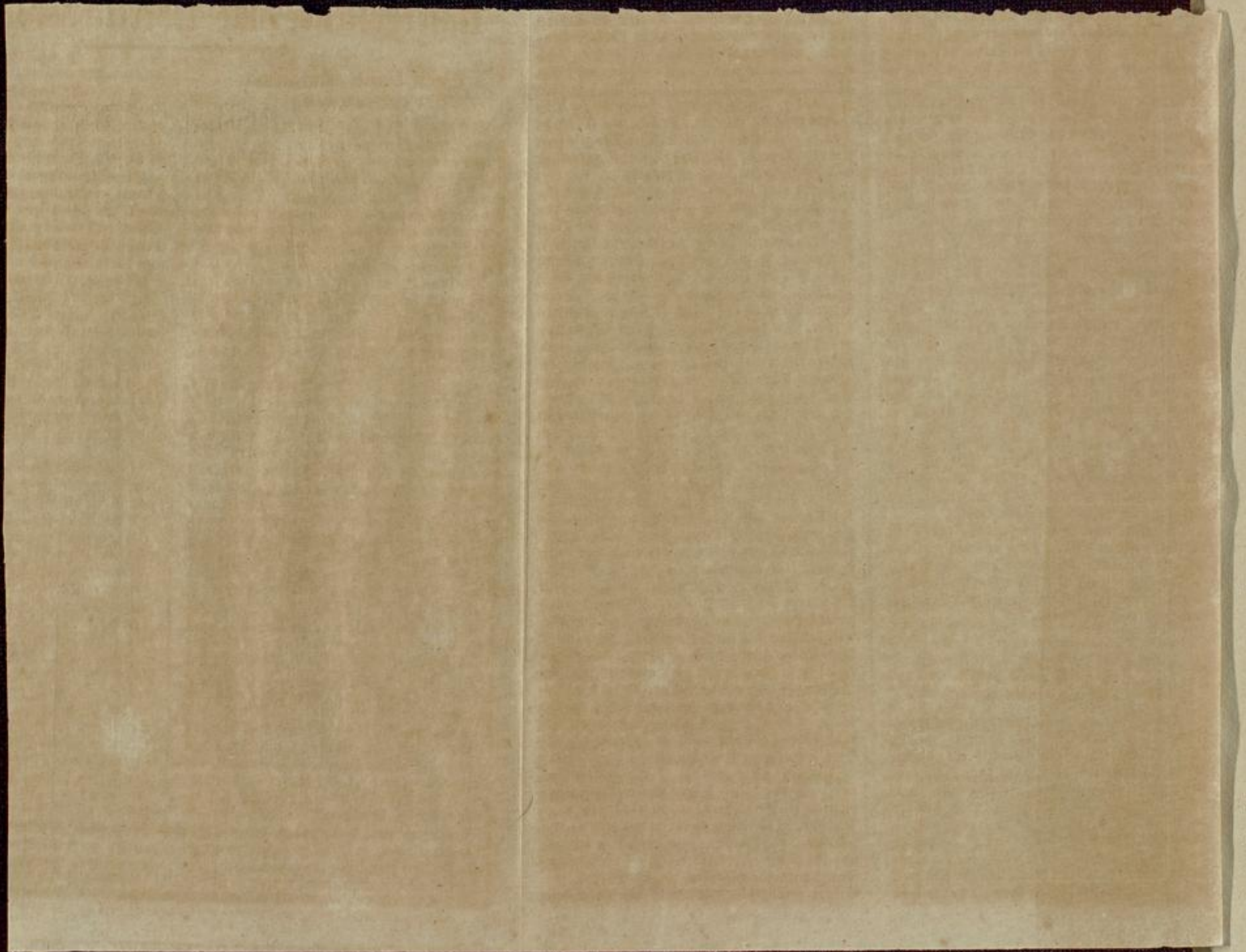
er auch uns heilige, und uns einführe in Gottes Reich, das Erd und Himmel umfaßt. Hier ist der göttliche Plan zur Erlösung des menschlichen Geschlechts ausgeführt worden. Gerade von hier mußte für die Welt das Heil kommen. Denn der Glaube an den Einen wahrhaftigen Gott, der in Abraham so lebendig wirkte, war noch nicht ganz aus dem Volke der Israeliten verschwunden. Die vom Meer und Gebirgen begrenzte Lage des Landes begünstigte das jüdische Volk, daß es vor den bösen Beispielen der Götzendiener möglichst bewahrt geblieben, und daß es in einem Zeitraum von 2000 Jahren vor Christi Geburt das einzige Volk auf Erden gewesen ist, welches die Verehrung des Einen Gottes im Herzen trug. Deswegen ist das Land trotz seinem kleinen Umfang so hochmerkwürdig. Gott gefiel es von jeher, aus kleinem Großen hervorgehen zu lassen. Aus einem einzigen Menschenpaar entsprossen mehr als tausend Millionen, die jetzt auf dem Erdboden wohnen.

Das heilige Land nimmt die syrische Küste am mittelländischen Meere vom Gebirg Libanon südwärts bis an die Gränzen Aegyptens und Arabiens ein. Einst gehörte es zu den fruchtbarsten Ländern der alten Welt. Wein, Getreide aller Art, wilder Honig, Salz, der Delbaum, die Balsamstaude, Palmen, der Feigen- und Granatbaum waren seine Erzeugnisse, nebst zahlreichen Heerden von Pferden, Schaafen und Rindvieh. Die Abwechslung von Bergen und Ebenen, die gemäßigte Luft, die vielen Bäche, der Frühlings- und Herbstregen förderten seine Fruchtbarkeit. Die Länge des Landes, vom Libanon an bis herunter zur Wüste, beträgt an 70 Stunden, die Breite wechselt von 20 bis 40 Stunden. Der Flächeninhalt ist nicht ganz so groß als wie die Schweiz; in den blühenden Zeiten haben aber fast das dreifache der Bewohner der Schweiz darin gelebt, nämlich 5 bis 6 Millionen. Jetzt ist das herrliche Land sehr verodet. Die spärliche Bevölkerung, mehrentheils Türken und Araber, ist entweder in Trägheit versunken, oder führt eine wilde, räuberische Lebensweise. Die











kleine Christenschaar, die unter ihnen wohnt, ist von denselben stets bedrückt und gedrängt. Das Land, das einst, natürlich und geistig genommen, von Milch und Honig floß, ist jetzt eine Wüste geworden. Aber jeder Ort darin verschließt ein Geheimniß, jeder Berggipfel ertönte einst von der Stimme eines Propheten; selbst die Stimme des Ewigen ward hier vernommen! Kein anderes Land auf der Erde vermag im Herzen des Beschauers, im Hinblick auf den Schauplatz göttlicher und menschlicher Dinge, gleich heilige Gedanken und Gefühle hervorzurufen.

Auf der nebenstehenden Karte ist das heilige Land mit seinen denkwürdigen Orten genau dargestellt. Auf der Karte sind ferner die Wohnsitze von jedem der 12 Stämme der Kinder Israels verzeichnet; sodann die Wanderungen unsers Erlösers während seiner dreijährigen Lehrzeit auf Erden. Da die Evangelisten nur im Allgemeinen von den Reisen Jesu berichten, so sind die Wanderungen eben nach Vermuthungen und den Hauptmomenten geordnet; doch geben sie ein beachtenswerthes Bild. Auf dem besondern Kärtchen, in der Ecke oben, ist die Lage des heil Landes zwischen Syrien, Arabien und Aegypten zu ersehen, auch der Marsch der Kinder Israel auf ihrem 40jährigen Zug aus Aegypten nach dem gelobten Lande.

Die geneigten Leser müssen die Karte nicht verloren geben lassen, denn es wird jetzt und in den folgenden Kalendern von den Kreuzzügen (auch sonst noch Manches aus dem h. Lande) erzählt, wobei sie zur nähern Erkenntniß sehr dienlich bleibt.

### Von den Kreuzzügen.

(Mit einer Abbildung.)

Im vormjährigen Kalender ist bei der Geschichte der Stadt Antiochia bemerkt worden, wie auf die Stimme eines Einsiedlers und auf den Ruf des Papstes sich im Jahr 1096 eine Bewegung ohne gleichen, ein glühendes Verlangen erhob, die Befreiung des h. Landes vom Joch der Ungläubigen zu errämpfen. — Tief schmerzte es die frommen Völkerschaften in Europa, daß sie das h. Land, wo der Stifter unseres Glaubens gelebt und für das Heil der Welt gelitten, in der Gewalt der wilden

Türken wissen mußten. Damit es anders werde zogen aus allen Landen der Christenheit Hunderttausende fort, zu streiten und anzubeten an denjenigen Orten, die der Sohn Gottes durch Gegenwart und Leiden geheiligt hatte. Diese Kriege, welche durch 200 Jahre geführt wurden, heißen die Kreuzzüge, weil alle in diese heiligen Kämpfe ziehenden Krieger (Kreuzfahrer genannt) das Zeichen des Kreuzes trugen.

Ganz Vorderasien und mit ihm das heil. Land war, wie in den frühern Kalendern berichtet wurde, unter die Herrschaft der Türken gekommen. Damit nahmen die Bedrückungen zu, denen die Pilger aus den christlichen Landen fortan ausgesetzt waren. Und gerade zu jenen Zeiten wuchs mit den Gefahren die Liebe zu den Wallfahrten nach Jerusalem. Im Jahr 1064 zogen der Erzbischof von Mainz, die Bischöfe von Bamberg, von Regensburg und von Utrecht mit vielen Begleitern nach Jerusalem; sie erreichten die Stadt nur nach großer Drangsal und schweren Verlusten an Menschenleben. Einige Jahre später traten 7000 Christen zusammen die Wallfahrt an, wurden aber von den Türken angefallen, und nur 2000 retteten ihr Leben. Graf Theodorich von Trier, um eine schwere Schuld zu büßen, mußte auf Befehl des Kaisers sein Land meiden; er entschloß sich zur Pilgerfahrt nach Jerusalem, allein nie hat man von ihm und den Seinen wieder gehört. Und diejenigen, welche alle Gefahren des Weges glücklich überstanden, fanden sich zuletzt am Ziele getäuscht; strenger als je forderten die Türken ein Goldstück von den Pilgern nur für die Erlaubniß, Jerusalem betreten zu dürfen. Kein Altar, kein kirchliches Gefäß war den Türken mehr heilig, sie mißhandelten die Geistlichen, selbst den Patriarchen; allgemein verbreitete sich Wehklage. Es war die höchste Zeit, daß die abendländischen Christen ihren Glaubensgenossen im Morgenland zu Hülfe eilten.

Im Jahr 1094 trat die Wallfahrt an Peter, aus der französischen Stadt Amiens gebürtig, früher Soldat, dann Einsiedler, nun Priester. Seine Gestalt war klein und unansehnlich, die Farbe seines Gesichtes dunkel und die Füße unbekleidet. Aber die hellen, feurigen Augen in seinem bager Körper, der Strom seiner Beredsamkeit, der Alles mit



sich fortrifft, die Enthaltfamkeit seiner strengen, den Werken der Frömmigkeit gewidmeten Lebensweise, mit einem Wort seine ganze auffallende Erscheinung erwarben ihm großes Ansehen bei den Zeitgenossen. Er pilgerte nach Jerusalem, zahlte den Zins und betrat die heilige Stadt; er hörte, was die Christen litten, und sah selbst die tägliche Bedrückung. Da regte ihn der Geist an, er möge Hülfe schaffen und für die Rettung der Verlassenen wirken. Vom heiligen Eifer entbrannt gieng er zu dem Patriarchen Simeon, dem Vorstand der Christen in Jerusalem, und schütete sein bekümmertes Herz aus. Der fromme Patriarch konnte nur in seine Klagen über die unglückliche Lage der christlichen Kirche mit einstimmen, welche bei der Ohnmacht und Schwäche des griechischen Kaisers, der dazumal noch in Constantinopel seinen Sitz hatte, verzweifeln müsse, wenn die Christenheit des Abendlandes (Europa's) sich ihrer nicht erbarme. Peter ersuchte jetzt den Patriarchen um Schreiben an den Papst, und an die Fürsten, er werde sodann die Gläubigen aufmuntern zu freudigen Zügen. Nachdem Peter die Schreiben empfangen hatte, eilte er noch einmal in die Auferstehungskirche, um den himmlischen Beistand anzusehen. Es übermannte den Betenden der Schlaf; da hatte er einen Traum, in dem erschien ihm Christus und sagte zu ihm: „Vollbringe kühn, was dir auferlegt worden, ich werde mit dir seyn.“ Petrus erwachte gestärkt und geweiht, er fühlte Kraft in sich, das Größte zu unternehmen.

Nachdem er glücklich nach Italien geschifft war, eilte er nach Rom zum Papst Urban, dann über die Alpen zu allen Fürsten und zu allem Volk, und fand allenthalben Beifall und Gehör. Er trat nicht bloß vor den Großen, sondern lieber vor dem Volk auf, las die Briefe des Patriarchen, bestätigte ihre bitteren Klagen, und erzählte sein Traumgezicht. Die Geschenke, mit denen die frommen Christen ihn überhäuften, wandte er an, um Arme zu unterstützen, sein Ansehen war groß, das Volk verehrte ihn als Heiligen. Seine Reden voll brennenden Feuers drangen tief in die Gemüther. (Siehe die Abbildung.)

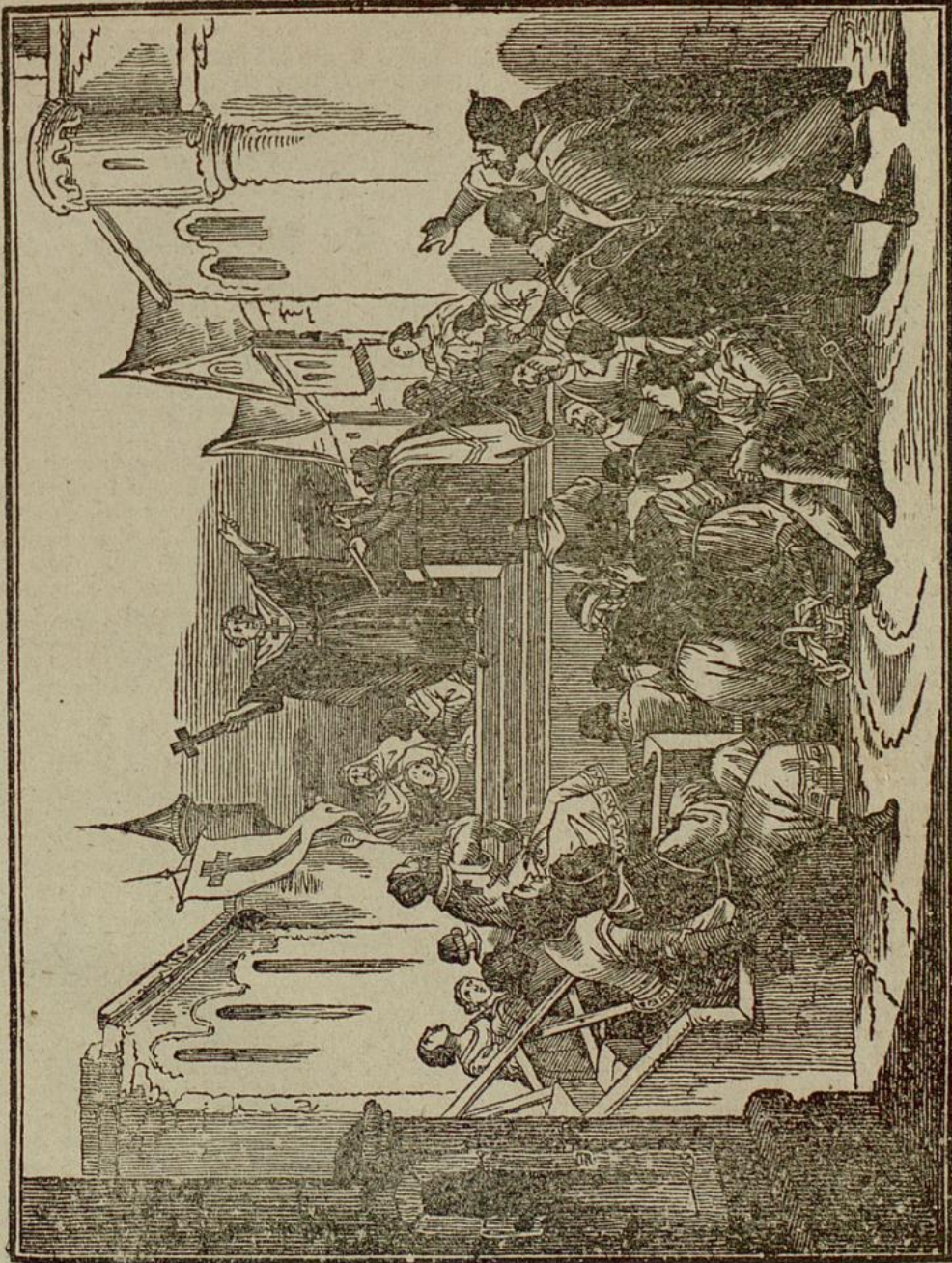
Auf den November des Jahrs 1095 schrieb der Papst eine allgemeine Versammlung

nach der Stadt Clermont in Frankreich aus. Viele Fürsten, mehr als 300 Bischöfe und Aebte, fanden sich dazu ein. Der Zweck war die Rettung des h. Landes zu bewirken. Auf einem freien Platz, (denn kein Haus konnte eine solch zahlreiche Versammlung fassen,) hielt der Papst von erhöhter Stelle eine mächtig ergreifende Rede. Er schilderte die bedrängte Lage der Christen im h. Lande, die Grausamkeit der Türken, „jener Barbaren, mit denen Gottes Geist nicht ist.“ Er sprach mit Wehmuth von der Heiligkeit der Derter: „Selig die Steine, welche den h. Stephan mit der Krone des Martyrthums krönten! Selig des Jordans Stellen, welche dir, Johannes, dienten zur Taufe des Erlösers.“ Er bemerkte, „wie die Lehre Christi auch in Asien einst frei verkündet und gelehrt worden; das Christenthum dort sich segensreich ausgebreitet, wie aber nun jene Länder zu einer Beute der Ungläubigen verfallen seyen. Wer könne dies hören ohne Jammer? Der Erlöser unseres Geschlechts, welcher zum Heil Aller menschlichen Leib und Gestalt annahm, habe in jenem auserwählten Lande gewandelt; jede Stelle sey dort geweiht, und werde jetzt verunreinigt. Wehe uns, wenn wir solchem Unheil nicht steuern. Kein Christ streite fürder mehr wider den andern, sondern jeder nehme Christi Kreuz auf sich, damit das Christenthum verbreitet und gefördert werde.“ Sobald der Papst seine Rede geendet hatte, rief alles Volk: „Gott will es!“ die Fürsten, die Geistlichen, kurz alle Anwesenden drängten sich herbei und beschloßen den heiligen Zug. Man befestete ein rothes Kreuz auf die rechte Schulter, als Zeichen des gemeinsamen Unternehmens und der neuen christlichen Verbrüderung.

Bald entstand eine allgemeine Begeisterung in allem Volke, wie noch niemals. Es trennte sich freudig der Mann von dem Weib, das Weib von dem Manne, die Aeltern von den Kindern, die Kinder von den Aeltern; der Landmann gedachte nicht mehr des Ackerbaus, der Hirte nicht mehr seiner Heerde. Kein Stand, kein Alter, kein Geschlecht wollte ausgeschlossen seyn von dem großen Unternehmen, von der neuen Völkerwanderung. (Die Fortsetzung im nächsten Jahrgang.)

Dazumal war in allen Gemüthern eine







überwältigende Begeisterung für die Religion des Kreuzes; den Zeitgeist, welcher damals herrschte, kann man den der Glaubensbegeisterung nennen. — Unsere verwirrte, zerrissene, verbildete Gegenwart hat freilich davon wenig mehr aufzuweisen; jetzt macht man sich mit dem Unglauben breit. Es ist schmäblich, was jetzt an die Stelle der Glaubenslehren gesetzt werden will! — Es ist aber auch eine wahre Schmach, daß Jerusalem noch immer unter dem türkischen Joch seufzt. Es bedürfte dormalen nur eines Federstrichs von Seiten der christlichen Großmächte, um dasselbe Ziel siegreich zu erreichen, wofür das theure Blut der Millionen Kreuzfahrer einst gestossen ist. Jerusalem sollte zu einer christlichen Freistadt erklärt werden. Eine neue Verherrlichung für die ganze christliche Kirche könnte daraus hervorgehen. Dort gälte es, eine beglückende Einheit des Christenthums zu predigen, dort müßten alle Völker der Erde sich zusammenfinden, und von dort heimtragen den großen Kirchenfrieden, mit Einem Hirten und Einer Heerde!

### Ein schätzbarer Fund.

Im vorigen Jahrhundert lebte in Schweden der weise Professor Linne (geboren 1707, gestorben 1778) einer der berühmtesten Naturforscher. Er ist der Stifter von der geordneten Kunde der Pflanzenwelt. Sein Vater hatte ihn zum geistlichen Stande bestimmt; auch ward der Sohn ein wahrer Priester der Natur, er lehrte ihre Gesetze und verherrlichte nebst dem durch seine Schriften und Forschungen Gottes Weisheit und Allmacht. Im vorigen Jahr erst hat man von diesem großen, und was mehr ist auch frommen, Mann eine längst vermiste Handschrift wieder gefunden, welche den Titel führt: „von der göttlichen Gerechtigkeit.“ Im hohen Alter schrieb nämlich der würdige Greis, hauptsächlich zur Belehrung seines Sohnes, verschiedene Begebenheiten auf, größtentheils aus dem Leben seiner Bekannten, die zum Nachdenken aufordern, und namentlich den Glauben an eine schon in dieser irdischen Welt sichtbar belohnende oder strafende Weltordnung mehr und mehr befestigen. Durch diese aus der eigenen Erfahrung geholten Beispiele wollte er dem

Sohn die Lehre einschärfen, bei allen Handlungen den Gedanken festzuhalten, daß Gott ein Zeuge derselben sey. Wer stets die große Wahrheit „Gott sieht's“ vor Augen hat, der wird vor manchem Fehltritt bewahrt bleiben. Die Schrift soll in diesem Jahr im Druck erscheinen; vielleicht kann im nächsten kälender Näheres daraus berichtet werden.

### Der Wirth am Berge.

Es sind jetzt zwischen sieben und achthundert Jahre, daß der Herzog Friedrich von Schwaben aus dem berühmten Geschlecht der Hohenstaufen lebte, welcher an seinem Hof einen jungen Ritter hatte, Herr Johannes geheißen, der um seiner großen Klugheit und Tapferkeit vom Herzog sehr hoch und werth gehalten wurde. Dabei war derselbe von milden Sitten, unvergleichlicher Schönheit des Leibes, und wohlverfabren in allen ritterlichen Künsten. Diesen nun ließ der Herzog eines Tags zu sich entbieten, und sprach zu ihm: „Lieber Freund Johannes, da mein erstgeborner Sohn nunmehr zu seinen Jahren gelangt ist, und ich zu dessen Verheirathung Bedacht nehmen muß, also habe ich dich um deiner großen Treue und Klugheit ausersehen, mir zu Ausführung dieses Vorhabens behülflich zu seyn. Rüste dich daher auf's Beste, und reite mit stattlicher Begleitung hinunter nach Freiburg, erbitte dem Herzog Bertold auf Burg Zähringen meinen freundlichen Gruß, und bringe die Werbung um die Hand seiner Tochter, der schönen und tugendreichen Jungfrau Agnes, für meinen Sohn an, denn diese ist es, welche ich ihm zur Hausfrau erforen.“

Herr Johannes machte sich alsbald auf den Weg, seine Sendung auszurichten. Als er beim Herzog Bertold anlangte, und die Ursache seiner Reise kundgab, da wurde er mit aller Gunst empfangen, und seine Werbung freundlich aufgenommen. Als bald wurden allerlei Feste, Kampfspiele und Lustbarkeiten veranstaltet, um die Verlobung der Herzogtochter würdig zu feiern. Bei jedem Anlaß erwies sich Johannes als der stärkste und muttigste Ritter im Lanzenrennen, und eben so geschickt in anmuthiger Rede und manch schöner Kunst, so daß ihn Ritter und Frauen



lieb gewonnen. Doch zumeist gemogen ward ihm die schöne Herzogstochter selber, die oft bei sich dachte, ihr künftiger Mann möge ihm gleich seyn. Und als er wieder abgereist war, da fühlte sie wohl, er habe ihr Herz mit sich hinweggenommen; doch gelobte sie sich ihre Empfindung niemals zu offenbaren, und den Willen des Vaters zu vollbringen, denn sie war eine fromme und gehorsame Tochter.

Aber auch dem Ritter Johannes war es gleichermaßen ergangen. Still sinnend und betrübt ritt er der Heimath zu; er erwog vor sich, wie so große Tugend und Schönheit er an Jungfrau Agnes erfunden, wie er sein Lebenlang solch Gemahl in treuer Liebe und Verehrung halten würde, und wie recht betrübt es sey, daß dieses nun und nimmermehr geschehen könne.

Wider alle Vermuthung empfing ihn Herr Herzog Friedrich, welchem er Boten voraus gesendet, und den erwünschten Erfolg zu wissen gethan, mit traurigem Anlitz, und redete zu ihm also: „O mein lieber Johannes, wie wohl hatte ich das Vorhaben erwogen, und wie gedachte ich weislich zu handeln, indem ich dich zu dieser Brautwerbung aussandte; sie ist nunmehr eine Ursache großer Trübsal geworden, denn du sollst wissen, daß mein Sohn ohne mein Wissen sich eine Braut erwählt, und sich mit ihr durch einen Eidswur verlobt hat. Auch vermag ich nicht, seine Wahl zu schelten, denn es ist gleichfalls eine Herzogstochter, ich möchte sie wohl als eine liebe Tochter annehmen, hätte ich nicht durch dich bereits mein Wort an Herzog Bertold verpfändet, und wollte ich lieber das Leben lassen, als wortbrüchig werden. Jezzo, mein werther Johannes, bezeige dich als treuer Diener und Freund, entdecke mir einen Rath, wie ich mit Ehren, und ohne meinen Sohn gegen seine Neigung zwingen zu müssen, aus der Verlegenheit komme.“

Als der Herzog dies gesprochen, da erblühte eine helle Röthe auf dem Anlitz des Ritter Johannes, und die Hoffnung in seinem Herzen erhob freudig ihr leuchtendes Panier! Vergnügten Muths antwortete er: „Gnädigster Herr, verscheucht euren Kummer, denn ich glaube zuversichtlich, mit Gottes Beistand Euer Anliegen zu einem für alle Theile frohen Ende zu bringen, unbeschadet Eurer Ehre wegen dem gethanen Versprechen; laßt

mich nur unverweilt wieder nach Freiburg ziehen.“

Herr Johannes ergab sich auch sofort zum Hof des Herzogs Bertold. Dasselbst traf er großes Trauern, denn die schöne Herzogstochter war inzwischen in ein also schweres Siechthum gefallen, daß die erfahrensten Aerzte an ihrem Aufkommen verzweifelten, und den nahen Tod voraussahen. Herr Johannes erbat sich zur Gnade, die Jungfrau sprechen zu dürfen, weil er ihr allein eine Botschaft auszurichten habe. Als denselben Herr Bertold ins Zimmer der kranken Tochter geführt, und diese ihn erblickte, da färbten sich die blassen Wangen der Jungfrau mit schimmernder Röthe, das Auge strahlte wieder in Glanz, ein mildes Lächeln öffnete die geschlossenen Lippen: „Geliebter Herr und Vater,“ sprach sie, „erfahret jezt, wo ich vielleicht bald aus dem Leben scheid, das Geheimniß meines Herzens, das ich bis jezt verschwiegen. Ich habe die Tugend, Klugheit, Muth und Treue dieses Ritters erkannt, und ihm meine Seele zugewendet; hielt es auch für mein höchstes Glac, wenn ich mein Lebenlang in treuer Liebe ihn als Gattin angehören dürfte. Da aber dieses nicht geschehen kann, dieweil mein Vater anders über mich beschloßen, und ich als eine gute Tochter mich gehorsam bezeigen will, so folg ich nun freudig dem Ruf des Todes, hoffend, daß in jener Welt wir alle vereinigt werden.“ Als die Jungfrau geendet, sprach Herr Bertold mit großem Trauern: „Hätte ich dies wissen können, so wollte ich dich lieber dem Ritter Johannes zur Frau gegeben haben; ist er auch nicht von so vornehmer Geburt, so besitzt er doch glanzvolle Tugenden.“ Da eilte Herr Johannes mit freudestrahlenden Mienen auf Vater und Tochter zu, und rief mit großer Bewegung: „Ehre und Preis dem allmächtigen Schöpfer, ohne Ende ist seine Güte, und wunderbar seine Fügungen uns zum Heil!“ Hierauf entdeckte er die Ursachen seiner Rückkehr, und alle dankten Gott, der so bittere Schmerzen in große Frohlichkeit verkehret.

Die Jungfrau erholte sich schnell von ihrem Siechthum; in Bälde ward die Hochzeit aufs herrlichste anegerichtet. Herr Johannes erhielt vom Herzog Bertold sowohl als vom Herzog Friederich weite Ländereien und groß-



ses Gut mit reichen Einkünften. In seinem Hauptstz wählte er eine schöne Burg auf einem hohen, rebenumpflanzten Berg am Neckar, zwischen den Städten Waiblingen und Stuttgart, die zu seinen Herrschaften gehörten. Er verwaltete seine Güter in Gerechtigkeit und Milde, so daß sie aufs beste gediehen. Im frohen und gesegneten Hausstand übte er nach der Väter Sitte gegen Alle die bereitwilligste Gastlichkeit. Aus Scherz nannten ihn deshalb die Freunde den Wirth am Berge. Dieser Name ist dann auch dem erlauchtesten Geschlecht geblieben, das aus seiner Nachkommenschaft den Ursprung nahm, aus dem tapfere Helden und weise Regenten hervorgingen. Wie denn zu unserer Zeit ein Nachkomme lebt, der im Krieg und Frieden sich als eine Zierde unter den deutschen Fürsten erwiesen, den ein getreues, biederes Volk ehrt und liebt als ein muthiger und milder, als ein weiser und gerechter Herrscher, — unser edler Nachbar, der König von Würtemberg.

### Der Tod will eine Ursach haben.

Vor etwa 100 Jahren war zu Gais, im Canton St. Gallen, ein frommer Pfarrer, Namens Heinrich Stähelin. (Er ist als hochverehrter Dekan in St. Gallen gestorben.) Derselbe hat manche Ereignisse aufgezeichnet, die sich in seinem Berufsleben zugetragen. Darunter ist auch folgende nachdenkliche Geschichte. — In seiner Gemeinde war ein schon hoch betagter Mann, der, ob er gleich am Rand des Grabes stand, doch dem Trunke fortwährend ergeben blieb. Die Ermahnungen, von diesem Laster abzulassen, oder die Bitten seiner Frau, erwiederte er nur mit Spott. Einst, zur heiligen Weihnachtszeit, drängte es den treuen Pfarrer, mit dem alten, leichtsinnigen Mann nochmals ernstlich zu reden. Er lud ihn liebevoll zu sich ein, und ermahnte ihn aufs beweglichste, seiner sündhaften Gewohnheit zu entsagen, und sich zu ordentlicher Lebensweise zu bekehren. Der Mann schien erweicht zu werden, und versprach Besserung. Aber schon auf dem Heimweg wurden die schlimmen Gedanken wieder Meister; er trat in ein Nachbarhaus, und redete da spöttisch über den Pfarrer. Bei dem

Nachbar und dessen Frau fand er jedoch kein Gehör, denn sie empfahlen ihm ebenfalls, den Vorstellungen des Pfarrers zu folgen. Trostig gieng er weiters, und zwar gerade ins Wirthshaus. Da lief ihm nun der Mund über von Muthwillen und Lästerung: „er habe dem Pfarrer versprochen, er wolle sich kehren, nun wolle ers auch thun,“ — dabei drehte er sich leichtfertig ein paarmal um, und sagte: „ihr könnt's jetzt bezeugen, daß ich mich gekehrt habe.“ Dabei trank er fortwährend. Nach einer halben Stunde wollte er heimgehen, und war schon vor der Thür, da begegneten ihm ein Paar Trinkbrüder, die kehrten ihn um und brachten ihn wieder in die Stube. Man setzte sich zu Tische, und fieng wieder an zu trinken. In einer Weile fühlte sich der Mann etwas übel, gieng also hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Da er ausblieb, guckte der Wirth nach ihm und fand den Mann am Boden liegen, man rüttelte ihn, doch vergebens, — er war todt! Erschreckt standen die Gäste um den Unglücklichen, den Gott so plötzlich zu Gericht und Strafe gezogen. Der Vorfall ist in jener Gemeinde Manchem zur Besserung dienlich geworden, denn ein solcher Hingang ist schauerlich. Wen Gott nicht hält, der fällt!

### Erzählungen aus alter Zeit.

#### 1.

Der große deutsche Kaiser Rudolph von Habsburg, (geboren 1218, gestorben 1291) war ein leutseliger Herr, der gerne spaßte. Als nach Sitte der damaligen Zeit der Kaiser im Reich herumreisete und Gerichtshof hielt, erschienen einst vor ihm zwei Abgeordnete einer Stadt, um in der Rechtsache ihrer Bürgerschaft die kaiserliche Entscheidung nachzusuchen. Die Abgeordneten trugen dem Kaiser ihre Angelegenheit gar wohl vor, so daß derselbe den Worten geneigtes Gehör verlieh. Inzwischen hatte der Kaiser wahrgenommen, daß der Eine der Abgeordneten einen grauen Kopf und schwarzen Bart habe, der Andere aber einen schwarzen Kopf und einen grauen Bart. — Der Kaiser beschied sie auf den andern Tag, um den Rechtspruch zu empfangen, aber, fügte er scherzhaft hinzu, dann sollten sie ihm auch die Ungleichheit ihrer



Haare am Bart und Kopf erklären. Die zwei Abgeordneten waren kluge Männer, sie kannten die heitere Gemüthsweise des Kaisers, also wurden sie um die Antwort nicht verlegen. Da sie nun den andern Morgen vor den Kaiser kamen, so sagte der Erste: „daß mein Kopf grau, und mein Bart schwarz ist, kommt daher, weil ich mein Haar auf dem Haupt mit aus Mutterleib gebracht, der Bart aber erst hernach gewachsen und jünger ist.“ Der Andere sagte: „daß mein Bart grau und der Kopf schwarz, ist die Ursache, weil stets es meine vornehmste Sorge gewesen, wie ich das Maul möcht am besten unterhalten, darum bin ich eher ums Maul grau geworden, als am Kopf, den ich nicht so viel angestrengt.“ — Die Stadt genoss die Frucht der guten Reden. Der alte Chronikenschreiber, der diesen Vorgang meldet, setzt hinzu: „der Kaiser habe diesen Bericht mit Gefallen gehört, und sie mit guter Berrichtung entlassen.“

2.

Der Kaiser Karl der vierte, (geb. 1316, gest. 1378) kam einst zur Mittagszeit ganz unvermuthet auf einem seiner Landgüter an, wo er ein Gestütt hatte. Er befahl dem Verwalter, ein Mittagessen für sich und die Begleitung in möglichster Eile herzurichten, weil man bald wieder fort wolle. Dies setzte den guten Mann in schwere Verlegenheit, denn obwohl man damals nicht so lecker im Essen gewesen ist, wie jetzt, so war eben gar nichts Passendes zu einer schnell fertigen Mahlzeit vorhanden. Doch die kluge Frau des Verwalters wußte Rath. Auf dem Gut war eine ziemliche Anzahl Schweine. Diesen ließ sie insgesammt die Ohren und Schwänze stuzen, und bereitete davon in großer Schnelligkeit und in mancherlei Weise einige schmackhafte Schüsselfen. Der Kaiser und sein Gefolge fanden sich wohl gespeist; sie waren zufrieden, und lobten die Eil. Nur wunderten sie sich, warum sie von den Schweinen bloß Ohren und Schwänze und sonst nichts bekommen hätten. Da gestand der Verwalter, zu welchen Auskunftsmitteln die Frau gegriffen, und wie sie ein theilweises Meslen vorgenommen, da das förwliche Abstechen eines Schweins zu viel Zeit erfordert haben würde. Die Chronik meldet nicht, ob der Kaiser, wie es Recht gewesen wäre, über das Thierquälern erzürnt

worden ist. Die damalige Zeit war in Allem hart und rauh.

3.

Der Kaiser Albrecht der erste, Sohn des großen Kaisers Rudolph von Habsburg, war einäugig. Die Ursache, wie er es geworden, ist sehr sonderbar. Einst bekam er Gift bei einer Mahlzeit; um solches aus dem Leib zu bringen, gaben ihm die Aerzte nicht bloß Arzneien ein, sondern sie hingen ihn auch an den Füßen auf, und stachen ihm ein Auge aus, damit das verschluckte Gift da heraus gehe. — Dies ist eine ganz ungeschickte, barbarische Kur, aber die war in jenen Zeiten üblich. — Das Beste hat daran wohl das Erbrechen gethan, das bei jenem verkehrten Aufhängen um so eher sich eingestellt haben wird. — Auch der Nachfolger vom Kaiser Albrecht, der Kaiser Heinrich der siebente, der in Italien schwere Kriege führte, sollte eine solche Kur durchmachen. Ein schlimmer Italiener vergiftete nämlich die Hostie, welche der Kaiser im h. Abendmahl empfing. Als die Aerzte ihn nun durch die beliebte Aufhängung an den Füßen und eines Auges Beraubung vom Gift befreien wollten, so weigerte sich der Kaiser und antwortete: „Ich bin in Gottes Dienst, und will denselben, den ich zu meinem Heil empfangen, nicht aus meinem Leib treiben.“ Der fromme Kaiser ist auch alsbald am 24. August 1313 in dem italienischen Flecken Bonconvent, bei der Stadt Pisa, in Folge der Vergiftung gestorben.

Von Indien.

Der südliche Theil von Asien, zwischen den Reichen von Persien und China, wird mit dem allgemeinen Namen Indien, oder Ostindien, bezeichnet, und ist fast ganz in der Gewalt der Engländer, und zwar ist einer englischen Kaufmannsgesellschaft, welche die ostindische Compagnie heißt. Es klingt wunderbar! Diese Gesellschaft (Compagnie) besitzt dort ein Land, das fünfmal größer ist als daheim in Europa das ganze Königreich Großbritannien, nämlich England, Schottland und Irland zusammen; es soll über 130 Millionen Einwohner zählen. Schon vom grauen Alter her gilt Indien als eines der fruchtbarsten



Länder, und als ein Hauptpunkt, wohin der Welthandel sich stets gerichtet hat. Bis vor 400 Jahren erhielten wir Europäer die köstlichen Waaren Indiens nur aus der zweiten Hand, theils über Aegypten, theils auf einem langen Karawanenweg durch das innere Asien. Der Handel war in den Händen der Venetianer und Genueser, welche dadurch reich und mächtig wurden. (In Deutschland zogen besonders die Städte Augsburg und Nürnberg auch große Vortheile davon.) Ein fühner portugiesischer Seemann fand Anno 1498 zuerst den Seeweg nach Indien, indem er den langen Weg um Afrika herum segelte; ein Unternehmen, welches bei den damaligen Zuständen der Schifffahrt und der Kenntnisse, die durch abergläubige Vorstellungen sehr eingeschüchtert waren, den größten Muth bedingten. Es galt nämlich mehrere tausend Stunden in Meeren zu schiffen, die noch ganz unbekannt, und von denen die wunderbarsten Erzählungen verbreitet waren; als vom Wagnerberg, der die Schiffe anziehe, oder vom Feuerkreis, welcher die heiße Erdzone begränze. Die Portugiesen kamen jedoch glücklich mit ihren Schiffen nach Indien, setzten sich dort fest, und wurden bald die begünstigsten Kaufleute. Durch List und Gewalt bekamen sie große Landstriche unter ihre Herrschaft. Holländer, Dänen, Franzosen, durch den großen Gewinn gereizt, begründeten ebenfalls Niederlassungen in Indien, und wurden auch die Herren ganzer Provinzen. Doch sind diese Alle nur die Vorläufer der Engländer gewesen. Anno 1600, also vor 246 Jahren, vereinigten sich in London 101 Kaufleute zu einem Handel nach Ostindien, schossen ein Kapital von zweihunderttausend Thalern zusammen, und rüsteten 4 Schiffe aus. Dies war der Anfang. Da es einen guten Gewinn ergab, so vermehrten sie ihre Einlage bis auf 4 Millionen Thaler, und darnach auch ihre Unternehmungen. Diese hatten den günstigsten Fortgang. Indische Fürsten wurden der Gesellschaft geneigt, und vergönnten ihr, feste Plätze anzulegen. Durch Ankauf gewannen sie mehr und mehr Land, das eigentlich nur zur Sicherheit ihres Handels dienen sollte. Aber im Lauf der Zeiten verfielen die Reiche der eingebornen Fürsten, namentlich das Reich des großen Moguls, und nun trat die ostindische Gesellschaft als Macht auf, hielt

Armeen, führte Krieg, und breitete durch List und Gewalt ihre Herrschaft immer mehr aus. Die Portugiesen, Holländer, Dänen, Franzosen wurden ebenfalls vertrieben. So kam es endlich dahin, wie es jetzt ist, nämlich, daß eine Gesellschaft Kaufleute ein Reich besitzt und verwaltet, das mehr Einwohner zählt, als das österreichische und russische Kaiserthum, und die Königreiche Frankreich und Preußen zusammen; wo zahlreiche Armeen mit ihren Generalen gehalten werden; wo Gerichtshöfe und Schulen bestehen, und gesetzliche Ordnung gehandhabt wird, wie in geregelten Staaten. Es ist eine der wunderbarsten Erscheinungen in der Weltgeschichte; um so auffallender, wenn man den kleinen Anfang bedenkt.

Die Einwohner Indiens sind eine uralte Nation, Hindus genannt, gutmüthig, fleißig, geschickt. In den ältesten Zeiten waren sie schon in den Künsten und Wissenschaften erfahren, als die andern Völker der Erde es noch lange nicht gewesen. Wohlbewandert im Ackerbau und verschiedenen Handwerken, betreiben sie Fabriken, Handel und Schifffahrt; in Verfertigung von Baumwollenwaaren, zumal den feinsten derselben, sind sie außerordentlich geschickt; auf die Färberei verstehen sie sich ganz besonders. Was die Leibesfarbe und Gestalt betrifft, so sind die Hindus ein Volk von gelbbräunlicher Farbe, unter den Vornehmen und Reichen sind Viele jedoch fast so weiß, wie die Europäer; ihr Körper, von etwas mehr als mittlerer Größe, ist sehr geschmeidig und gelenk. Merkwürdig ist bei den Hindus die von jeher unter ihnen eigenthümliche Volksabtheilung in 5 Stämme, oder Rangordnungen, die sich streng abgefordert von einander halten, so daß keine in die andere übergehen, weder durch Verheirathung noch auf andere Art sich mit ihr vermischen darf. Jeder muß Zeit seines Lebens in der Klasse bleiben, in der er gebohren ward, und sich demjenigen Beruf widmen, welcher für seine Klasse vorgeschrieben ist. Die geringste Verletzung dieses Gesetzes wird aufs härteste bestraft. Die erste Klasse heißt die der Braminen, oder der Priester und Lehrer; die zweite der Kriegsknechte und Befehlshaber; die dritte der Kaufleute und Landwirthe; die vierte der Handwerker, die fünfte der Varias. Letzterer Name wird dem



unglücklichen Stamm gegeben, der nach den Begriffen der Indier unrein ist, dessen Berührung unehrllich macht, etwa wie vor Jahren bei uns das Zusammenseyn mit dem Scharfrichter betrachtet wurde. Die Parias führen eine Lebensweise wie die Zigeuner, (manche Gelehrte glauben, daß die Zigeuner bei uns eben von diesen Parias in Indien herkommen), sie dürfen weder die Häuser noch die Kirchen der andern Klassen betreten, und müssen sogar ihre besondern Brunnen halten, weil ihnen nicht vergönnt ist, an den andern Brunnen Wasser zu holen, oder die öffentlichen Märkte zu besuchen. Sie wohnen von Städten und Dorfern entfernt. Den drei ersten Stämmen sind alle Arten von Fleischspeisen verboten; die zwei andern dürfen Fleisch essen.

Einer der seltsamsten und grausamsten Gebräuche der sonst so sanften Hindus ist das Verbrennen der Wittwen mit ihren verstorbenen Männern; eine bei diesem Volk seit undenklichen Jahren eingeführte Sitte. Die englische Regierung duldet es nicht mehr; aber wo ihre Macht nicht hinreicht, da findet das Wittwenverbrennen noch statt. Man erzählt, es sey dadurch veranlaßt worden, daß einst die Frau des mächtigsten unter den indischen Fürsten demselben nach dem Leben gerachtet habe, worauf der Mann aus List, Bosheit und zur Strafe jenes Gesetzes eingeführt, deren erstes Opfer eben jene Fürstin geworden sey. Die Religion der Hindus ist ein eigenthümlicher, tief sinniger Glaube, der auf die Erinnerungen an ein göttliches Leben gebaut ist, welches Anfang und Ende der Menschheit bleiben, und wohin dieselbe im ewigen Wechsel streben müsse. Die Engländer bemühen sich eifrig, den Hindus die göttlichen Lehren des Christenthums zu predigen, damit sie zur Erkenntniß des wahren Wegs in das Reich des Guten und des Lichts gelangen. Nebst der Religion der Hindus wird von eingewanderten Völkern auch die Lehre Mahomeds in Indien bekannt; sodann giebt es unter den einzelnen Völkerschaften, die in den Gebirgen hausen, Anhänger mancherlei wilder Sekten. Von einer der gräßlichsten derselben soll hier erzählt werden.

Die Nachkommen eines alten Urstammes, der in den Gebirgsgegenden an der Meeres-Hinf. Bote 1847.

Küste der östlichen Provinzen wohnt, heißen die wilden Khandas. Es sind Hindus, aber mit andern Religionsbegriffen, denn sie üben die gräßliche Sitte der Menschenopfer. Es ist schrecklich, zu wissen, daß dieser Gräuel regelmäßig stattfindet. Dem größten ihrer Götter, dem Erdengott, gelten die blutigen Opfer, die glückliche Ernten bringen, und Krankheiten, Hungersnoth, Dürre, Verwüstungen wider Todere, kurz jeden Unfall abwenden sollen. Die Zahl der Opfer ist sehr groß; jährlich werden mehrere Hunderte ja vielleicht an tausend Menschen den Götzen geschlachtet. Die unglücklichen Schlachtopfer, Mirias genannt, werden nicht aus den eingebornen Khandas genommen, sondern eigene Lieferanten schaffen sie herbei, indem sie dieselben unter den armen Bewohnern der Niederungen entweder rauben, oder unter falschen Vorwänden ankaufen. Ein solcher Opfere Mensch wird dann mit 50 bis 100 „Leben,“ das heißt von Schafen, Kühen, Schweinen, Geflügel u. dgl. bezahlt. Menschen beiderlei Geschlechts werden dazu genommen, aber Kinder sind am beliebtesten. Vom Augenblick des Kaufs an wird das Opfer als geheiligt betrachtet und mit größter Verehrung behandelt bis zur Stunde der Opferung. Dieser geht ein dreitägiges Fest voraus, begleitet von Trinkgelagen, Musik, Tanz und abscheulichen Ceremonien. In der Nähe jedes Dorfes liegt ein Walddickicht, das nie die Art berührt und welches als heilig betrachtet wird — der „Miria-Hain.“ Am dritten Tage werden die Opfer hieher geführt; da sie aber nicht gebunden seyn, noch irgend Widerstand zeigen dürfen, so bricht man ihnen im voraus die Knochen der Arme, oder auch der Beine. Man klemmt sie dann mit gespaltenen grünen Baumästen, die der Priester gefällt hat, um Brust oder Hals, und der Priester verwundet das Opfer zuerst mit der Art. Als bald stürzt die Menge heulend und mit wilder Musik her, und zerreißt das Fleisch des Opfers in Stücke. Jeder trägt das Stück, das er sich erobert, frisch blutend auf seinen Acker. Drei Tage nach dem Opfer ist sämmtlichen Bewohnern des Dorfs die Zunge gebunden, und sie verkehren nur durch Zeichen mit einander, bis am Abende des dritten Tages mit dem Opfer eines Büffels ihnen die Zunge wieder gelöst wird.



Zur Tilgung dieser gräßlichen Sitte hat die englische Regierung umfassende Maßregeln ergriffen, und sie hofft damit ebenso zum Ziele zu gelangen, wie ihr fast die ganzliche Unterdrückung der Weiberverbrennungen und der Mörderfeste der sogenannten Ebungs gelungen ist. Diese Ebungs waren die Angehörigen eines andern wilden Stammes in Indien, der sich ledizlich dem Straßenraub mit Mord hingab, und bloß davon lebte. Die Ebungs zogen in der guten Jahreszeit überall umher, und lauerten den Reisenden auf, zu denen sie sich oft als Diener gesselten. In 6 Jahren, von 1831—1837 sind von diesen furchtbaren Verbrechern über 400 hingerichtet, und an 1100 auf eine Insel im fernen Weltmeer ausgeführt worden. Man kann nicht ohne Schauer an diese Gräuel der Barbarei im Herzen des brittischen Reichs in Indien denken. Nur das Christentum in seiner allumfassenden beseligenden Lehre des Glaubens und der Liebe veredelt und heiligt die Menschen.

### Vom dreißigjährigen Krieg.

(Mit einer Abbildung.)

Seit mehr denn 30 Jahren erfreuen wir uns der Segnungen des Friedens, und dennoch blieb es oft eine schlimme Zeit. Gefährliche Bewegungen mancherlei Art beunruhigen die Gemüther; dem höchsten Gut des Menschen, dem frommen Glauben, ist zuweilen der Krieg erklärt. Wenn über Religion, Kirche und Staat, also über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, sehr oft unberufene Schreiber leichtfertig absprechen, wird an den Grundfesten uneres bürgerlichen und häuslichen Friedens feindselig genagt. Derlei Erscheinungen sind gleichsam das Ungeziefer der Friedenszeit; sie müssen jeden redlichen Bürger sehr ernst stimmen. — Als beim Thurmbau in Babel die Menschen in Hochmuth und Gottlosigkeit sich erhoben, da kam ein Dreinschlagen Gottes. Jetzt können man sagen, die Eisenbahnen, dies stolze Werk der Neuzeit, sey auch so eine Art Thurmbau, nur in ebener Dichtung, und unsere Religionswirren, so wie die politische und confessionelle Streitigkeiten seyen wiederum ein Vergessen der höchsten Gebote, so mit durfes eine strazende Heimsuchung Got-

tes gleichfalls nicht ausbleiben. Es kann schon noch so kommen, denn wenn die bösen Saaten, die man so geschäftig austreut, fortwuchern, — leider ist der Boden gar günstig vorgearbeitet, — so mag zulezt ein Elend wiederkehren, wie es zu den Zeiten des dreißigjährigen Kriegs gewesen ist. Darum bleibt es keine unpassende Ermahnung, den Spiegel jener traurigen Tage zur Warnung aufzustellen. Geliebte Leser! Nehmt es doch zu Herzen, wohin es führt, wenn man um des Glaubens willen hadert, oder in Bruderszwist geräth.

Die unfeligste Zeit, die jemals über Deutschland gekommen, war der dreißigjährige Krieg, der vom Jahr 1618 bis 1648 unser Vaterland mit Jammer und Entsetzen erfüllte. Die entfernten Ursachen dieses Kriegs schreiben sich von der Reformation her. Von dorthier betrachteten sich die Katholiken und Protestanten leider nicht mehr recht als Sohne und Brüder desselben Volkes; die Trennung im Glauben trennte auch die Herzen; gegenseitige Eifersucht trat an die Stelle christlicher Liebe und Eintracht; sie führte zuletzt zu Feindseligkeiten. Diese wurden anfänglich für ein rein geistiges Gut begonnen, aber bald liefen neben den kirchlichen auch politische Triebfedern, in denen die kirchlichen zuletzt ganz untergiengen. Der Fortgang des Kriegs wurde durch die kaltherzigste Politik bestimmt. Der damalige König von Frankreich gab den Evangelischen in Deutschland großen Beistand, während er in seinem Land ihre Glaubensgenossen mit Feuer u. Schwert verfolgte. Die Absicht des Franzosenkönigs war dieselbe, die ihn auch zu einem Bruderbund mit dem türkischen Sultan trieb: nämlich Zwieracht in Deutschland zu stiften, die Fürsten gegen den Kaiser aufzuheben und das Haus Oestreich zu schwächen, damit Frankreich desto mächtiger werde. Wie mörderisch Frankreich diesen Plan allezeit verfolgte, dies hat Deutschland jammervoll genug erfahren. Ruhmvoll leuchtet als Heldengefalt der große Schwedenkönig, Gustav Adolf. Er war ein begeisterter Anhänger der Reformation, und das Loos seiner Glaubensbrüder lag ihm redlich am Herzen. Groß von Person, mit schönen blauen Augen, edlem Anstand, mildem Antlitz, blondem Haar, erschien er am 24. Junius 1630 auf deutschem Boden als



Glaubensstreiter, dem anfänglich die weltlichen Plane fremd blieben. So lange er lebte, hielt er auf strenge Mannszucht bei seinen Soldaten. Nach seinem beklagenswerthen Tod in der Schlacht bei Lützen, (6. November 1632) brach überall Verwirrung und Elend ein. Deutschland ward eine Wüste. —

Wie es dazumalen bei uns ausgesehen, wie gräßlich Freund und Feind hausten, davon wollen wir nun einen Augenzug zeigen lassen. Zu Grafenhausen, ein ansehnliches Dorf im Amte Ettenheim, nicht weit vom Rhein gelegen, hatte in den schrecklichsten Jahren, die über die hiesigen Gegenden gekommen sind, nämlich in den Jahrgängen 1633 bis 1640, ein frommer Bürger die traurigen Erlebnisse aufgezeichnet. Daraus theilen wir folgendes mit, was ein treues Bild jener Zeiten geben mag:

Aus der gleichzeitigen Aufzeichnung eines Bürgers von Grafenhausen.

„Anno 1633 den 15. November ist ein großes Kriegsvolk in das Breisgau gekommen, so daß zwei starke Armeen sich bei Kenzingen gegen einander gestellt haben, als nämlich die Kaiserliche und auch die Schwedische. — Auf der kaiserlichen Seite ist gewesen der Feldmarschall Hannibal von Schauenburg, und auf der schwedischen der Feldmarschall v. Horn. Dies hat bei drei Wochen gewährt. Unterdessen sind die Dörfer in der Maßen verderbt worden, daß in keinem Ort nichts vorhanden ist geblieben, hat sich auch während dieser Zeit kein Bürger bei seinem Haus dürfen sehen lassen. In den Dörfern sind alle schriftliche Sachen weggenommen worden. Also ist unserm Dorf Grafenhausen dazumalen auch geschehen; sie haben die Gewölbe an der Kirchen aufgebrochen, die Briefe zerrissen und verstreut; ebenso die Briefschasten auf der Stube. Im Jahr 1634 hat der schwedische Feldmarschall Horn durch seinen Obersten Bernhard Schaflitzky von Muckenthal aus das Amt Ettenheim lassen brandschatzen, und hat es müssen in 8 Tagen erlegen 1,100 Reichsthaler, davon hat es unser Dorf getroffen 256 Thaler. Dann hat das Amt dem Herrn Obersten müssen geben 1000 Thaler, und daneben alle Monat 100 Thaler, und dies hat 8 Monat gewährt. In selbiger Zeit hat die Bürgerschaft durch zwanzig Wochen

eine Compagnie Reuter müssen erhalten, in Kost und Bezahlung, so daß es manchen Bürger wöchentlich bis auf 5 Gulden gekostet hat, also seyn sie ganz arm geworden, und noch in große Schulden gekommen. Es haben die Dorfer alles versetzt und verkauft, was sie nur hatten. Einem Offizier von jenen schwedischen Reutern ist hier sein Pferd gefallen, dem hat man aus des Dorfes Beutel müssen 80 Thaler geben, und 50 Thaler einem andern Offizier, dem auch sein Pferd gestorben war; feiner jede Woche 20 Thaler dem Hauptmann von den Reutern, und noch dem Obersten Schaflitzky 200 Gulden. Der Gemeindefessel ist so geleert worden, daß wir nicht mehr 10 fl. in allem vermocht haben. Dies währte bis in September 1634, da hat der kaiserliche Oberst Escher die Stadt Kenzingen wieder eingenommen, und wurden die Schweden von hier vertrieben. Aber jetzt haben wir nach Kenzingen 6 Monat lang müssen contribuiren, was das Dorf Grafenhausen monatlich 100 Gulden getroffen hat. Nach Ettenheim kam ein Fähnlein Reuter, denen haben wir auch an 200 fl. zugetragen. Später sind wir auf 50 fl. monatlich heruntergesetzt worden, und dies hat gewährt bis Anno 1636. Die Ettenheimer sind nah bei 2 Jahr mit der Garnison belegt gewesen, und haben sie müssen erhalten in ihren Kosten. Wir haben viel hundert Fuhren in der Frohnd thun, auch Heu und Stroh genug liefern müssen. Dann sind die Soldaten von Kenzingen bei uns eingefallen, und haben an 200 Wagen voll hinweggeführt. Ein solches Rauben und Stehlen ist in unserm Dorf gewesen, daß Keinem in seinem Haus etwas geblieben ist. Das Verborgenste ward gefunden. Nach diesem haben die Reuter zu Ettenheim auch ihren Theil wollen haben, und sind ebenfalls zum Raub gekommen. Ueber das ist es noch nicht genug gewesen, sondern Gott ist mit seiner Strafe auch nicht ausgeblieben. Auf St. Ursbanstag Anno 1635 ist nämlich ein solcher erschrecklicher Reissen gekommen, daß Alles jämmerlich erfroren; Obst, Wein und Feldfrüchten. 50 bis 60 Garben haben nicht ein Gester voll gegeben, und in den Reben ist an manchem Berg nicht ein Traubel gestanden. Gegen die Erndte sind die Mäuse so stark in die Felder gekommen, daß sie ganze Acker mit Stroh hinweg gefressen haben, und haben



was gut ist gewesen in den Boden getragen. Mancher Bürger, der nachgedolben (gegraben), hat können 6 Sester bis 2 Viertel aus dem Boden dolben. Es hat Mancher nicht 2 Sester auf einem Acker gepndtet, wo er 5 Sester hingefät hatte, aber aus den Mausestern hat er können 2—6 Sester ausgraben. Darauf ist eine solche Theuerung entstanden, daß viele hundert Menschen Hungers gestorben sind; sie haben Eicheln gemahlen und geessen; sie haben Stroh und Buchenlaub gemahlen und geessen. Kein Hund und keine Katze ist sicher gewesen; ja das Was gefallener Thiere ist nicht sicher gewesen, man hat sich darum gerissen und geschlagen. Es ist nichts gewachsen von der Saeh bis auf den Apfel. Die lieben Früchte sind so theuer gewesen, daß ein Viertel Weizen hat gegolten 21 fl., Korn 20 fl., Gersten 18 fl., Haber 9 fl. Alle Speisen sind in hohem Werth gewesen. (— Der Werth des Geldes war dazumal wenigstens viermal höher als jetzt.) Anno 1636 ist, Gottlob, wieder eine feine Erndte gewesen, wenn man nämlich etwas angebaut hatte, und die Frucht war sehr gut geworden. Aber in der Zeit der Habererndte ist das kaiserliche Volk wieder ins Land gekommen, und haben uns die Sommerfrüchte im Feld ausgedrescht, und die Winterfrüchte aus dem Kerstet geholt. Dadurch ist abermals große Theuerung entstanden, und wären nicht aus Tyrol und dem Schweizerland Frucht hergebracht worden, so wäre sie noch ärger geworden. Auch ist viel Frucht ab dem Schwarzwald gekommen, und haben sie um Wein vertauscht. Das Jahr 1637 hat sich anfangs wohl ange lassen, so daß es im ganzen Breisgau gut gewesen ist; aber bald gieng das Unglück wieder an. Der schwedische Feldherr, Herzog Bernhard von Weimar, hat sich bei Rheinau eine Schiffbrücke über den Rhein geschlagen, und seine Armee aus dem Elsaß ins Breisgau geführt. Er hat Ettenheim auf dem Boden weggebrannt, und ist dann vor Kenzingen gezogen, das er hart beschossen, und wollte es mit Sturm einnehmen. Aber der kaiserliche General Johann von der Werth ist gekommen, und hat es entsezt. Also hat Herzog Bernhard müssen weichen, und ist herunter gezogen aufs Ettenheimer Feld, da haben die zwei Armeen einander angegriffen, und ist viel Volk geblieben. Da hat sich Her-

zog Bernhard der Schiffbrück wieder zugewandt, und ist mit seiner Armee durchs Elsaß hinauf gen Basel; die Schanzen von der Schiffbrück hat er besetzt gelassen mit seinen französischen Soldaten. Der General von der Werth hat sie sofort angegriffen, die Schanzen weggenommen, schleifen lassen, und die Schiffbrück abgebrochen. Dann ist er mit seiner Armee das Breisgau hinauf gezogen, bis nach Rheinfelden, daselbst ist er von den Schwedischen gefangen und nach Frankreich hinein geführt worden. — Wie Ettenheim verbrannt gewesen ist, so sind die Leute hausenweis den Schwarzwald hinauf gelaufen dem Schweizerland zu, und was nicht fortgezogen ist, das ist mehrentheils Hungers gestorben. Wäre das Verderben nicht gekommen, so hätte es jenes Jahr eine stattliche Erndte und einen solchen Herbst gegeben, daß die Maas Wein nicht einen Kreuzer gekostet hätte. Diejenigen Bürger von Ettenheim, welche dazumalen in Kenzingen wohnen, haben am St. Andreastag (30. Novbr.) noch Trauben heimgeführt. Allein das Breisgau ist in der Maßen arm und das ganze Land so purgirt worden, daß man in 6 bis 7 Jahren in Grafenhausen und andern Orten kein Pflug mehr ins Feld führte. In der selbigen Zeit ist kein Mensch zu Haus geblieben, man hat vor dem Kriegsvolk nicht hausen können, das Elend war gränzenlos. Die Menschen sind hin und wieder verstreut gewesen, daß keiner gewußt, wo der andere ist. In derselbigen Zeit ist alles im Breisgau verheert worden, daß man im ganzen Land, besonders zwischen Breisach und Straßburg selbst um Geld nichts mehr hat bekommen können. Es ist Niemand sicher gewesen, weder in Dörfern noch auf Straßen, selbst nicht in den Wäldern; es hat sich Niemand dürfen finden lassen. Die Leute haben sich mehrentheils in das Elsaß und in die Schweiz gewendet, und sich dort aufgehalten, bis die Kriegsvölker wiederum aus dem Land gezogen waren. Ja, die bösen Buben unter den Schwedischen haben den Leuten Mistlach oder andern Unrath als schwedische Tränk eingeschüttet, woran viele zu Tod gepeinigt sind. Auf dem Lande haben die Leute nichts gehabt, als wilde Kräuter, Neflen und Wurzeln; kein Brod, kein Salz, kein Aken dazu, sondern nur Kraut und Wasser, darüber gar viele Mens-



ſchen geſtorben. Anno 1638 iſt der Herzog Bernhard vor Breiſach gezogen, und hat die Stadt hart belagert. Die Kaiſerlichen haben darin große Noth gelitten. Da wollte der kaiſerliche General Göz die Stadt verproviantiren und kam mit vielen Wagen Früchten. Allein bei Wittenweier hat ihn der Herzog angegriffen und in die Flucht geſchlagen. Mit Verluſt von etlich tauſend Mann hat der General Göz Alles müſſen dahinten laſſen, Artillerie, Munition, Früchte, Wehl und alle Proviant-Wägen; alles iſt im Stich geblieben. Der Herzog hat endlich die Feſtung Breiſach mit Accord bekommen. Die Belagerten haben ſolchen Hunger gelitten, daß ſie das Leder von den Schuhen und Sätteln haben gekocht und geſſen. Brod iſt um kein Geld zu bekommen geweſen. Man hat alle Thiere und Pferde aufgezehrt; eine Kape hat 3 bis 4 Thaler gegolten. Viel hundert Einwohner und Soldaten ſind Hungers geſtorben; auf den Wachen ſind ſie umgefallen und todt geweſen. Anno 1639 hat ſich die Armee wiederum aus dem Lande gezogen, und ließ nur einige Städte beſetzt. Da ſtengen die Leute an ſich wieder her zu machen, mußten aber gleich wieder contribuiren. Wir, von Grafenbauſen, ſollten nach Bennfeld contribuiren, ſind aber zu arm geweſen, und alſo wiederum aus dem Dorf gewichen, und nach Fahr gezogen, wo wir uns eine Zeitlang aufgehalten, bis die Kroaten kamen, und uns alles nahmen, was wir noch hatten. Da ſind die Leute wieder hin und her verſtreut worden. Zu Mahlbera, auf dem Schloß ſind Reuter geweſen, die haben unsre Glocken aus dem Kirchturm nach Bennfeld verkauft um 180 Reichsthaler. Anno 1640 haben jene Reuter abermals ſchrecklich in der Gegend gehaßt; vor demſelben war gar nichts ſicher; ſie haben die Kirchen und Klöſter verderbt; ſie haben alle Fenster herausgeriſſen von wegen dem Bley, und ebenſo die eiſernen Kreuſer. Um ein Pfund Bley zu haben, haben ſie für 20 bis 30 Gulden verderbt. Dazu haben ſie das eiſerne Gitter, ſo über die Hell iſt geſetzt, herausgebrochen und weggetragen, und haben die eiſernen Deſen auch wollen wegſühren. Da haben wir den großen eiſernen Ofen von der Stuben nach Kappel geſchleht, und er iſt dort an 5 Jahre verſteckt geweſen.

So lauten die Aufzeichnungen des wackern Grafenbauſers, der mitten in dieſem unanſprechlichen Jammer und Elend das Vertrauen auf Gott bewahrte, im redlichen Herzen die treue Gefinnung, die Liebe zur Heimath, die Zuneigung zur Ortsobrigkeit nicht ſinken ließ. Für letztere erſuchte er ſtets den göttlichen Segen, was er am Schluß jedes Jahr bemerkte. Auch hat Schulz und erſtames Gericht in Grafenbauſen nach allem Anſchein damals ein löbliches Regiment in Eintracht geführt. Zu ſeltiger Zeit iſt Zacharias Poſſel daſelbſt Schulz geweſen; unter den Gerichtsmännern, Weſmern, Brandmeiſtern, Umgelttern u. ſ. w. kommen die Namen Köbele, Gänshirth, Engler, Schwab, Ott, Löhn, Richter, Heinrich u. ſ. w. vor, deren Nachkommen noch im Ort vorhanden ſind, und die jetzt unter den Segnungen des Friedens der Drangſale der Voreltern, der Schrecken des Kriegs und des Glücks, der Eintracht gedenken mögen.

Was in obiger Aufzeichnung ein ehrlicher Bürger ſchreibt, dieß wird durch übereinstimmende Ueberlieferungen der Geſchichte noch wehmüthiger beſtätigt. Die Soldaten wurden um hohen Sold geworben, welche Koſten die Landſchaften zu tragen hatten. Die Feldherrn wie die Soldaten hielten ſich über alle Geſetze erhaben. Die Hungersnoth war in mehreren Jahren ſo groß, daß man gleich vom Schindanger nicht verſchmähte, Leichen vom Hochgericht herabholte, die Kirchhöfe umwühlte und ſie um den entſetzlichen Fraß beſtahl, daß der Bruder die todte Schweſter, die Schweſter die verſtorbene Mutter verzehrte, Eltern ihre Kinder ermordeten, und dann, über die That in Wahnsinn verfallend, ſich ſelbſt das Leben nahmen. Banden, welche ſich zuſammenthaten, machten auf Menſchen, wie auf wilde Thiere. Jagd; ſie zogen ſie an Schlingen ins Verſteck und mordeten ſie. Von dem ganz verwilderten Kriegsvolk beider Theile wurden die Leute beim Feuer gebraten, ihnen die Augen ausgeſtochen, Riemen aus dem Rücken lebendig geſchnitten, Mißjauche und Urin in den Hals geſchüttet, ſie auf den Trotten zu Tode gepreßt. Hand in Hand mit dem Hunger giengen fürchtbare Seuchen, die Soldaten, deren Frevdel all dies Elend herbeigeführt, erlagen ihm zuletzt ſelbſt, ſo daß ein Berichterſtatter ſagt: ganze



Heere, kaiserliche wie schwedische, wurden wie weggehört und verschwanden von der Erde. Es kamen Viele zur Verzweiflung, daß sie gar nicht mehr glauben wollten, als ob ein Gott im Himmel wäre. (Gegen solche Uebel sind die bittern Erfahrungen aus unsern Kriegsjahren nur gering. —) Wolfe nisteten sich in den Häusern einst volksbelebter Dörfer auf Menschenknochen ein. So elend war Deutschlands Zustand, daß es über Siege, wie über Niederlagen Schmerz empfinden mußte. Alles schlug nur zum Vortheil der Fremden aus, die ihren Gewinn in der Schwach eines edeln Volkes fanden.

Nach 30 Jahren voll Schlachten, Brand, Mord, Elend und Seuchen waren die Deutschen von ihrem frühern Wohlstand zu einem ärmlichen Volk von Bettlern und Räubern verwandelt. Die Soldaten blieben allein Weister, aber sie waren entmenscht und aller Bande ledig. Bürger und Bauern waren von Haus und Hof vertrieben; die Kinder wuchsen ohne allen Unterricht auf, der Sittenverfall war grauenvoll.

Man rechnet, daß Deutschland im dreißigjährigen Krieg die Hälfte, ja zwei Drittel seiner Einwohner verloren hat. Allein in Sachsen kamen binnen zwei Jahren 900,000 Menschen um. Im damaligen Herzogthum Würtemberg waren an 58 000 Hausaltungen ganz eingegangen; diese Landschaft, welche vor dem Krieg 400,000 Einwohner zählte, hatte nach dem Kriege nur noch den zehnten Theil, nämlich 40,000. Nach einem Bericht vom Jahr 1636 sollen damals in der Pfalz kaum mehr als 200 Hausaltungen noch bestanden haben. Ueberall war der Wohlstand auf lange Zeit hinaus ruiniert; die Werkstätten lagen in Asche. Man konnte dazu al 10 Stunden weit wandern, ohne ein Menschen, oder sonst etwas Lebendes, nicht einmal einen Späßen, anzutreffen. Der Glaube war zersezt, man wurde irr an jeder Kirche. Ein redlicher Vaterlandsfreund schrieb dazumalen: „Deutschland liegt in Schmach, Jammer, Armuth und Herzleid bis über die Ohren; es steht unter dem Fluch Gottes wegen der bezangenen Gräuel, die viel tausend mal tausend ganz unschuldige Seelen, die in diesem Kriege sind hingeschlachtet worden, schreien zu Gott!“

Endlich ward durch den Friedensschluß

(Anno 1648) wieder ein Anhaltspunkt zur Ruhe und Erstarkung gegeben, obgleich in ihm gar schlimm die Hand an die Zerstückelung Deutschlands gelegt worden. Der Franzos bekam das Elsaß und der Schwede Vorpommern. In jenem Frieden, von der Gegend wo er geschlossen ward, der Westphälische genannt, ist die Gleichstellung im bürgerlichen Leben und eine wahrhaft christliche Duldung für beide Confessionen aufgestellt. Dazumal setzte man auch in vielen Orten Deutschlands sogenannte Marterssäulen:

Lob, Preis und Dank dem Friedensgott,  
Der uns geführt aus Kriegesnoth.

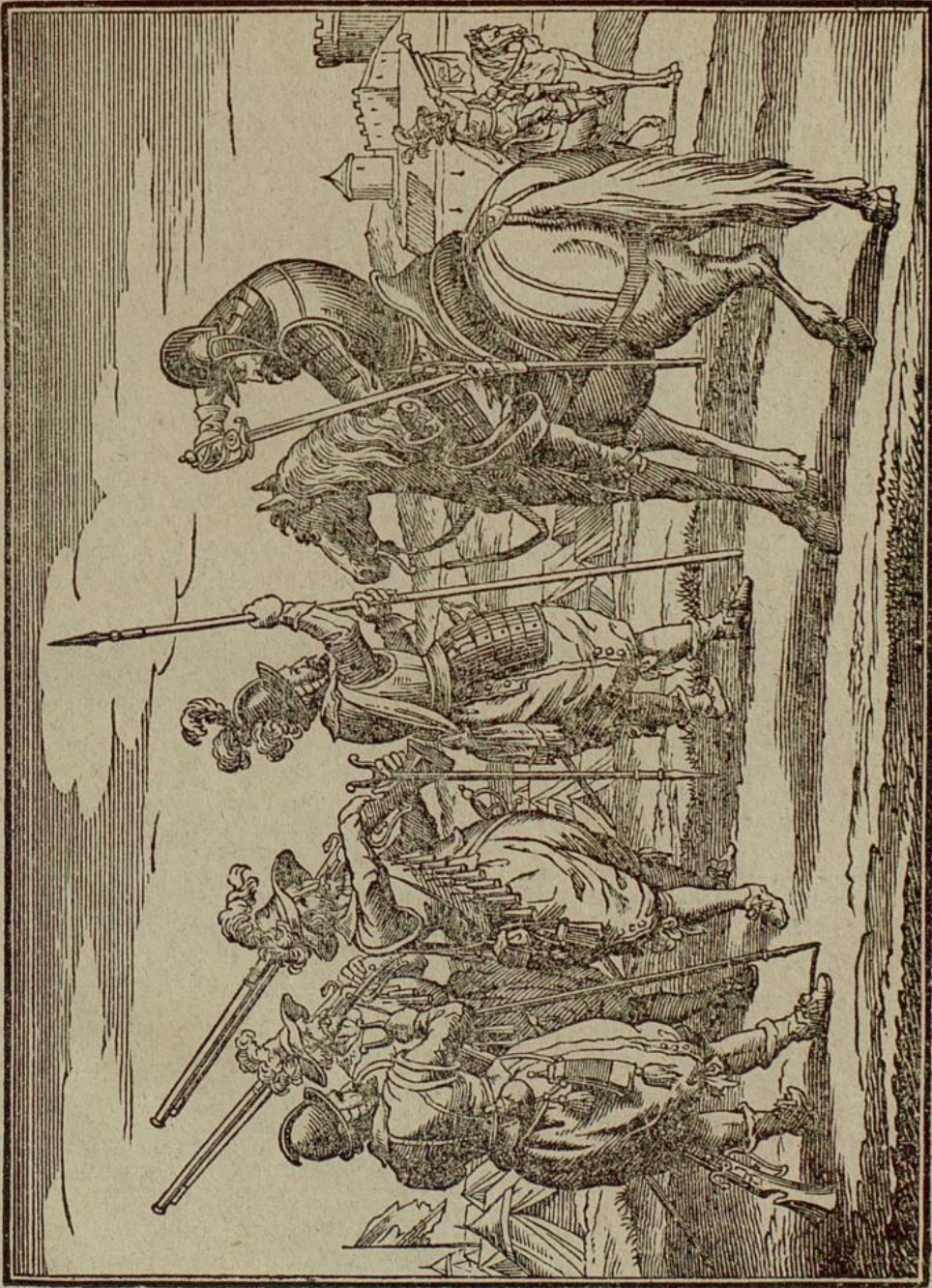
Man findet deren noch in manchen Gegenden.

Uebrigens ist der dreißigjährige Krieg nicht bios uns schlecht bekommen; die andern Reiche hatten auch schwere Folgen zu büßen; eine süßbare Heimsuchung hat sie alle betroffen; Schweden ward in tiefe Unmacht gestürzt, und in Frankreich brach nach 150 Jahren die große Revolution aus, wobei ein König auf dem Blutgerüst endete. Gott straft die Vermessenheit falcherziger Politik! Möge das Band der Eintracht uns nie verlassen, denn nur in der Verbrüderung liegt die Stärke.

„Bewahrt die Eintracht, wollt ihr glücklich sein;  
Denn mit der Zwietracht kehrt das Elend ein!“

Im nächsten Kalender soll noch mehr vom 30jährigen Krieg erzählt werden, namentlich von dem Kriegsobersten, welche der Grafenhäuser in seinen Aufzeichnungen anführt. Von denselben ist der berühmte kaiserliche General von der Werth, von Geburt eines Hirten Sohn, gegen den schwedischen Feldherrn Grafen von Horn, nachdem sie beide in Gefangenschaft gerathen, auf der Brücke zu Dinglingen bei Lahr, (wo der Bote seine Heimath hat,) ausgewechselt worden. Nebenstehende Abbildung zeigt, wie dazumal die Soldaten ansahen, und wie sie bewaffnet waren. Die Flinten sind sehr schwer gewesen; sie wurden beim Abschießen auf Gabelstöcke gelegt, und mit Lunten zum Feuern gebracht. Bajonette hatte man noch nicht an den Gewehren. Die Patronen hiengen in holzerne Kapseln am Vandelier, wie es aus dem Bild zu ersehen ist.







## Von einem edlen Helden.

Es war eine Zeit, wo die Türken das Schrecken der Christenheit gewesen sind. Als sie, ein wilder Stamm Krieger, begeistert durch ihre Religionslehren, welche den im Kampf Gefallenen die Freuden des Paradieses verheißten, dem christlichen Kaiserthum in Konstantinopel (Anno 1453) ein Ende gemacht hatten, bedrohten sie mehrere Jahrhunderte hindurch die christlichen Staaten, besonders das deutsche Kaiserreich. Die Sultane, oder Fürsten der Türken, hatten aus gefangenen Jünglingen und den kräftigsten Männern des Volks ein stehendes Heer gebildet, welches die Janitscharen genannt wurde. Beute und das Paradies waren die lockenden Aussichten dieser zahlreichen Soldaten, welche fast zweihundert Jahre hindurch den Sieg gegen die damals noch unvollkommene Kriegemanner der christlichen Staaten behaupteten. Den Janitscharen, und den Türken überhaupt, ward verordnet, daß sie nur ihrem Sultan und dem Krieg leben sollten; den Janitscharen war auch das Heirathen verboten. Dies machte die Heerhaufen fürchterlich. Zweimal zog die türkische Macht bis vor Wien, das in glorreicher Vertheidigung Deutschland vor Schmach und Verheerung rettete. Uns Deutschen soll hierbei nicht aus dem Gedächtniß kommen, daß die christlichen Könige von Frankreich dazumal gar gute Freunde von den türkischen Sultanen gewesen sind, und diese zu ihren Angriffen nicht allein aufgebezt, sondern auch darin unterstützt haben, bloß um das Kaiserhaus und Deutschland zu schwächen und zu ruiniren. Dies darf im Sündenregister der Franzosen nicht vergessen werden!

Vom Jahr 1520 bis 1566 saß auf dem türkischen Thron der Sultan Soliman, der Großmächtige genannt, Eroberer von halb Ungarn, durch 13 Schlachten der Schrecken Deutschlands, aber Bundesfreund von König von Frankreich. Dieser Sultan wich vor seiner Unternehmung zurück; im hohen Alter blieb es noch sein einziges Bestreben, der Stadt Wien Meister zu werden, und den deutschen Kaiserthron zu stürzen. Einhundert achtzig tausend Mann kostete ihm einst die Eroberung der Insel Rhodus im mittelländischen Meer, welche die Malteserritter,

denen sie damals gehobte, lange Zeit aufs tapferste vertheidigt hatten, so daß von den Angreifern diese große Zahl zu Grund gegangen war. Dies genügt, um zu zeigen, in welcher Wuth er seine Vorhaben verfolgte, und wie damals der Krieg geführt worden. Nachdem, wie bemerkt, bereits halb Ungarn in seiner Gewalt, und die andere Hälfte ihm tributpflichtig war, so wollte der Sultan sofort zum Beginn seines Zugs nach Wien die kaiserliche Provinz Croatien und zunächst die Gränzfestung Sigeth erobern, welches der edle Graf Nicolaus Zrini, Banus oder Statthalter von Croatien, seit 12 Jahren schon siegreich wider die Türken vertheidigt und dem deutschen Kaiser erhalten hatte.

Wenn es je ein Kriegsheld verdiente, daß man seiner auf ewige Zeiten mit Ehren gedenke, so ist es dieser heldenmüthige Graf Zrini, sowohl wegen seiner Treue gegen den Kaiser und die Christenheit, als auch wegen seiner bis in den Tod erprobten Standhaftigkeit. Ihm gebührt die Krone unsterblichen Ruhmes. — Es war am 15. Juli 1566 als ein Kundschafter dem Grafen Zrini in Sigeth meldete, der Sultan, welcher bei Belgrad seine Kriegsvölker zusammenzog, habe sich vorgenommen, die Stadt zu erobern, und den Krieg unvermuthet weiter zu treiben. Der Graf, die Absicht des Türken merkend, fühlte, wie großes von seiner Vertheidigung abhängt, damit er das türkische Heer, das nach des Kundschafters Bericht allein an hunderttausend Reitern zählte, aufhalte, um dem Kaiser in Wien Zeit zur Aufstellung von Gegenwehr zu verschaffen. Also beschloß er, lieber unterzugehen, als vor der ungeheuren Uebermacht zu weichen; er wußte, daß der stolze Sultan aus Eigensinn nicht weiter ziehen werde, bevor er nicht, wie er sich vorgesetzt, die Stadt Sigeth eingenommen hätte. Die Stadt Sigeth aber lag nicht weit von der türkischen Gränze, zwischen zwei Flüssen, gleichsam auf einer Insel; es bestand aus der alten und neuen Stadt, und aus dem Schloß; Moräste, Gräben und Bollwerke umgaben sie. Die Besatzung betrug höchstens an dreitausend Mann. — Im Hochgefühl seines Vorhabens versammelte Graf Zrini alle Offiziere, Soldaten und Bürger der Stadt, dann trat er mitten unter sie, schilderte ihnen die Verhältnisse, und ers



mahnte sie, für den Glauben, den Kaiser und das Vaterland muthig zu sterben; er erhob seine Hand, und gelobte beim allerhöchsten Gott, daß er treu bei ihnen aushalten, mit ihnen leben und sterben, gute und schlimme Begegnisse redlich theilen wolke. Begeistert durch die Ermahnungen und das kühne Vorbild des verehrten, längst rühmlich bekann- ten Helden, leisteten sämtliche Bürger und Soldaten den gleichen Schwur, womit sie sich sämmtlich dem Tode weihen. Eifrig wurde nun alles zur Vertheidigung hergerü- stet. Bald breitete sich das unzählbare Tür- kenheer um die Stadt aus, meilenweit war die Gegend von seinen Zelten bedeckt. Vom 8. August an bis zum 7. Septbr. dauerte die Belagerung. Was in dieser Zeit mit mörde- rischem Kanonenfeuer, täglichen Stürmen, und unverdrossener Gezenwehr geleistet wor- den, läßt sich nicht beschreiben. Die Türken führten Erdberge auf, welche die Stadt über- ragten, und von deren Gipfel sie dieselbe zu- sammenschossen. Der Graf Prini mußte auch die Stadt Preis geben, und sich in das hoch- gelegene Schloß zurückziehen. Vom 26. Au- gust bis 1. Septbr. geschahen täglich sieben und mehre Stürme auf das Schloß, die der Graf Prini immer zurückschlug. Die schrecklichsten hatten am 29. August statt, welchen Tag der Sultan besonders verherr- lichen wollte, weil er einst an ihm einen großen Sieg erfochten hatte. Da erhob sich ein Stürmen, Streiten, Schießen, Hauen und Stechen ohne Unterlaß. Auf einer Seite focht die Macht, auf der andern die männ- liche, unverzagte Standhaftigkeit, welche Größeres zu leisten vermag. Denn wiewohl der Sultan stets frische Haufen zum Sturm beordnete, mußte er doch mit großem Ver- lust sich abtreiben lassen. Er versuchte nun, den Grafen Prini durch Bestechung zu gewin- nen, er versprach ihm das ganze Land von Croatien zum eigenthümlichen Besitz als ein Erbfürstenthum zu lassen; aber weder diese Lockung, noch die Drohung, seinen Sohn, der anderwärts angeblich in türkische Gefan- genschaft gerathen sey, zu tödten, vermoch- ten den treuen Sinn des Grafen zu ändern. Er beharrte in bewunderungswürdigem Fest- halten, obschon ihm und seinen Leuten der gewisse Tod vor Augen stand. Vor Horn und Verdruß darüber außer sich, ist am 4. Sep-

tember der wilde Sultan Solimann plötzlich mit Tod abgegangen. Sein oberster Feldherr verbarg dies den Truppen, und ließ das Stürmen nur um so heftiger fortsetzen. Endlich wurde der Graf mit dem Rest seiner Leute, die bis auf 600 Mann geschmolzen waren, in das innere Schloß zurückgebrängt, während die Stadt und die äußern Gebäude des Schlosses, worin die Lebensmittel, in die Gewalt der Türken kamen, die überall Feuer anlegten. Der Brand ergriff schon den Dachstuhl des innern Schlosses. Da erkannte der Held, daß das letzte Stündlein ange- brochen; er beschloß glorreich zu sterben. Am 7. Septbr. 1568 kleidete er sich in sein reich- stes Gewand, schmückte sich mit Gold und Edelstein, wählte aus seinen Waffen den kostbarsten Säbel, steckte hundert Goldstücke mit seines Kaisers Bildniß in die Tasche, da- mit die Türken nach seinem Tod nicht sagen könnten, sie hätten keine Beute bei ihm ge- funden, und sprach dann zu seinen Leuten: „Lieben Brüder und treue Genossen, laßt uns den Tod suchen, und fallen wie ehrliche Leute, lieber als in schwächliche Gefangen- schaft gerathen. Gedenkt eures Eides, wir müssen hinaus. Laßt uns sterben wie Män- ner; ich gebe voran!“ Einhellig stimmten ihm die wackern Krieger bei. Da ließ er das Schloßthor öffnen. In diesem Thor war eine große Kanone aufgezplant, mit vielen Kugeln und kleinen Stücklein Eisen geladen. Diese ward unter die Türken abgefeuert, die sich in dichten Haufen vor dem Schloß dräng- ten. An 600 sollen von diesem einzigen Schuß gefallen seyn. Der Graf stürzte sich mit seinen Treuen unter die hunderttausende von Tür- ken. Er kämpfte und fiel mit all den Seini- gen; glorreiche Opfer edler Hingebung. Zu- belad drangen die Türken ins Schloß; aber hier sprangen plötzlich — Graf Prini hatte vor dem Ausfall Luntten gelegt — die Pulver- kammern in die Luft, und eine große Zahl Türken wurde zerschmettert. Die Belagerung hatte dem Sultan über 20,000 Mann gekos- tet, und ihm selbst das Leben. Der türki- sche Feldherr sandte das Haupt des Grafen Prini, aus Achtung vor dessen Heldentod, dem kaiserlichen General, der in Raab com- mandirte. Die ganze kaiserliche Armee gab ihm das Trauergeleit, als man es in der Familiengruft neben der vorangegangenen



Sattin befestete. — Das Geschlecht des Grafen Trini ist im Mannsstamm erloschen, aber seinen Namen umgiebt der ewig grüne Schmuck des wohlverdienten herrlichen Nachruhms. Sein und seiner Leute Auopferung und Heldentod rettete die deutschen Lande vom gewissen Verderben. Das Türkenbeer zog von Sigeth wieder zurück, und setzte damals den Krieg nicht weiter fort.

### Etwas von den Türken, und aus der Türkei.

So fürchtbar, wie es in der vorbergehenden Erzählung geschildert worden, sind die Türken schon lange nicht mehr; ihr Reich ist im Verfall, es ist dort eine wahre Jammerwirthschaft. Ohne die Eifersucht der großen Mächte, besonders Englands und Rußlands, wären die herrlichen Landschaften in Europa und Asien, welche die Türken zur Schmach der Christenheit noch inne haben, längst unter christliche, somit geordnete, Botmäßigkeit wiedergekommen, wie es vor den Eroberungen der Türken gewesen war. Es würden alsdann jene Gegenden das trefflichste Ziel für Auswanderer seyn. In den türkischen Provinzen sind sehr fruchtbare gesegnete Fluren, denen nichts fehlt, als die Bearbeitung durch deutschen Fleiß, und die Sicherheit in gerechter Regierung; dann wären es beglückte Wohnsitze. Ist doch auch das heilige Land darunter, wo unser Herr Jesus wandelte und lehrte! Aber die Zeit wird nicht ausbleiben, wo Gottes Wille einen christlichen Scepter über das jetzt verwilderte und verkommene Reich wird in Milde und Erfrischung herrschen lassen.

Uebrigens macht sich jetzt schon in den Zuständen der Türken eine große Veränderung bemerkbar; sie ahmen unsere Einrichtungen in vielen Stücken nach. Die altberbrachten Sitten und Gebräuche, an denen sie Jahrhunderte hindurch festhielten, erfahren eine durchgehende Umwälzung; sie bereiten damit selber den Uebergang vor. Es ist dem geneigten Leser vielleicht nicht unangenehm, noch etwas von ihren besondern Eigenthümlichkeiten zu erfahren.

Den Türken ist bekanntlich das Weintrinken durch ihre Religion untersagt; ihr Lieb-

lingsgetränk ist daher der Kaffee. In den Kaffeehäusern versammeln sie sich zu jeder freien Stunde; Kaffeeschürfen und Tabakrauchen wird so oft vorgenommen, als der Beutel und die Zeit es erlauben. Der Kaffee wird aus kleinen Schalen, ganz schwarz, ohne Milch und Zucker, getrunken. Die Türken halten dabei das Dick, oder den Saß des Kaffees, für das Beste, darum wird mit einem Röhrchen die Schale vor dem Trinken erst umgerührt, damit der Saß nach oben kommt. In einem Kaffeehaus darf aber der Geschichtenerzähler nie fehlen; was hierlands die Zeitungen an Unterhaltung gewähren, ersetzen dort diese Leute; denn die Türken, wie die Araber, sind leidenschaftliche Verehrer von Erzählungen. Stundenlang lauschen sie in großer Beharrlichkeit den unterhaltenden Sagen, welche die öffentlichen Geschichtenerzähler daselbst vortragen. Letztere bilden eine eigene Kunst. Je berühmter ein solcher Erzähler ist, desto mehr Kunden zieht er an den Versammlungsort. Gewöhnlich werden Geschichten aus den denkwürdigen Zeiten ihrer Kaiser mit lustigen Zwischenfällen vorgebracht, wobei jene Leute die besondere Geschicklichkeit haben, daß sie die verschiedenen Stimmen der handelnden Personen nachzuahmen verstehen; oder sie machen durch Beispiele anschaulich, wie Fleiß und Rechtschaffenheit stets ihren Lohn finden; wie Ausdauer und Beharrlichkeit zum Ziele gelangen, wie treue Liebende vereinigt, Lügner entlarvt werden u. s. w. Es sey hier, zur Probe, eine der moralischen Erzählungen aufgeführt, wie sie ein besonders berühmter Geschichtenmann vortrug:

„Einst lebte ein Mann, den Gott mit allen Gütern des Lebens ausgestattet hatte; sein Wandel war gerecht und ohne Fehl. Er gab den vierten Theil seines Einkommens an die Armen, und die Stunde des Gebets war ihm lieber, als die Stunde des Mahles. Niemals versäumte er das vorgeschriebene tägliche Gebet. Dieser Mann besaß ein Pferd, das er über Alles liebte. Es war eine weiße Stute, ohne das geringste Abzeichen. Sie war schneller als der Wind; sie konnte drei Tage lang laufen ohne einen Tropfen Wasser zu trinken. Eines Abends, vor Sonnenuntergang, stand er am Bache, sein Lieblingspferd reinigend. Er wusch ihm Hals und



Schenkel mit Wasser, die freundlichsten Schmeichelworte ihm zurufend. Das Pferd sah ihn an mit klugen, treuen Augen, als wenn es seinen Herrn verstanden hätte. Da rief der Priester zum vorgeschriebenen Abendgebet, doch der Mann hörte ihn nicht. Als endlich die Sonne hinter den Bergen verschwand, da erkannte der Mann, daß er eine Sünde begangen, und die Stunde des Gebets verabsäumt habe. Hochbekümmert ob dieser Unterlassung rief er aus: „Wehe mir, Herr! ich habe dein'r vergessen ob der Kreatur. Habe Erbarmen mit mir, und nimm dieses Opfer als ein Zeichen meiner Reue gnädig auf.“ Dies sagend, nahm er sein Schwert, und stieß es dem Pferd in die Brust. Es stürzte vor seinen Augen zusammen und verröchelte. Trauernd, aber mit dem Bewußtsein eines Gerechten, trat der Mann in seine Wohnung und legte sich schlafen. Da erschien ihm im Traum ein Engel und sprach zu ihm: „Gott hat dein Herz erforscht, und gesehen, daß dein Wandel gerecht vor ihm ist. Er will nicht die Opfer der Gerechten, sondern ihre gute Handlungen; Er ist dir gnädig. Stehe auf, dein Pferd lebt.“ Freudig erwachte der Mann, und eilte hinaus. Da stand sein Lieblingspferd vor ihm und wieherle ihm freundlich entgegen. Gottes Barmherzigkeit ist ohne Gränzen!“

Dies ist die lobliche Seite der Erzählungen, aber gar oft gefallen sie sich auch in groben Unstetlichkeiten.

Zu den guten Eigenschaften der Türken gehört, daß kein Volk zärtlicher gegen seine Kinder ist, als wie sie. Aber sie sind nicht glücklich in der Auferziehung derselben; gar viele sterben in den ersten Jahren. Die Arzneiwissenschaft liegt sehr im Argen. Dagegen sieht man wenig mißgestaltete, oder verkrüppelte Kinder, nur haben alle krumme Beine.

Mit Recht sagt man von den Türken, daß sie für die Reinlichkeit des Körpers größere Sorge tragen, als für die Reinheit des Geistes. Ihre Religionsvorschriften fordern sehr häufige Abwaschungen. In der Wüste, wo kein Wasser ist, wird es mit Sand vorgenommen. Auch im kleinsten Ort der Türkei sind öffentliche Badhäuser, die von Morgens bis Nachts geöffnet und stets besucht sind. Die Weiber haben besondere Badhäuser, die ihnen zugleich als Kaffeehäuser die-

nen, wo sie zusammenkommen und eine Freiheit genießen, die ihnen sonst nirgends gestattet ist, da sie immer eingesperrt gehalten werden. Wenn ein Fremder dies Heiligtum betritt, so wird er mit dem Tode bestraft. Einst gerieth ein Franzose zufällig in eines, das er für ein Männerbad hielt. Er ward sogleich gebunden, und vor den Richter geführt. Unterwegs flüsterte ihm Jemand zu, er solle sich wahnsinnig stellen, weil dies die einzige Möglichkeit sey, der Todesstrafe zu entgehen. Er verstand den Wink, und spielte so täuschend den Berrückten, daß der Richter ihn mit der besondern Achtung entließ, welche die Türken den Wahnsinnigen zu bezugen pflegen, weil sie glauben, daß diese Menschen mit einer höhern Gabe als der menschlichen Vernunft von Gott bedacht seyen.

In der Hauptstadt des türkischen Reichs, zu Konstantinopel, giebt es über 500 Kirchen und Kapellen, dort Moscheen genannt. Auf den Thürmen derselben sind keine Glocken, sondern die Priester steigen zu gewissen Stunden des Tags hinauf, und rufen die Leute zum Gebet. Die kaiserlichen Moscheen, oder die Hauptkirchen, haben sehr reiche Einkünfte; sie brauchen sie auch, denn bei jeder derselben sind an 30 Personen angestellt, welche alle bei der Feier des Gottesdienstes, wie er bei den Türken üblich ist, beschäftigt werden. Viele Moscheen sind von frommen Gutheatern gestiftet, und haben ganz besondere Benennungen, die an ihren Ursprung mahnen. So heißt eine derselben „die Moschee Tuzki Jedin“, was auf deutsch bedeutet: „nimm an, ich hätte gegessen.“ Dieser Name kommt von der eigenthümlichen Weise her, die der Erbauer anwendete, um das Geld für den Bau zu ersparen. Der Sage nach war es ein wohlthätiger reicher Türke, der aber gerne sehr gut speiste, und immer viele Bekannte gastfreundlich traktirte. Endlich schämte er sich seines steten Wohllebens; er beschloß es zu ändern, und seine Ersparnisse besser anzuwenden. Dies Opfer war um so verdienstlicher, als sein Hang zu den Freuden der Tafel in ganz Konstantinopel sprüchwörtlich war. Der Mann führte nun seinen Plan auf folgende Weise aus: er rief seinen Haushofmeister, und sagte: „Ich will heute 12 Gäste einladen, bringe mir den Ueber-schlag, was ein trefflich zugerichtetes Essen



Kosten wird.“ Hatte er nun den Ueberschlag erhalten, so zog er seinen Beutel, zählte die berechnete Summe davon ab, und ließ das Geld vom Haushofmeister durch einen Spalt in einen festen Kasten werfen, der weiters keine Oeffnung hatte. Verlangte nun der Haushofmeister anderes Geld zum Einkaufen, weil er sonst kein Essen rüsten könne, so pflegte der Herr zu antworten: „nimm an, ich hätte gegessen.“ So trieb er es mehrere Jahre, und als endlich der Kasten mit dem ersparten Gelde gefüllt war, ließ er davon die Kirche aufbauen. Die Geschichte des Baues wurde in ganz Konstantinopel bekannt, weil der verwunderte Hausmeister gar oft das Gespräch darauf brachte, und die Redensart seines Herrn dabei anführte. Der Moschee blieb deshalb der sonderbare Name. Die Sage erzählt noch, daß der gutmüthige Erbauer bei dem Traktament, das er zur Feier des fertigen Baues gegeben, ein ganzes Lamm, gefüllt mit süßen Mandeln, eine Lieblingsspeise der Türken, allein verzehrt habe. Der Mann hatte nicht bloß ein treffliches Herz, sondern auch einen trefflichen Magen.

Die Türken haben in der Regel wenig Achtung vor Leuten, die vom Christenthum abfallen, um sich dann zu ihrer Lehre zu bekennen. Sie sind stets geneigt, bei solchen Abtrünnigen (Renegaten oder Apostaten) sehr unreine Beweggründe vorzusetzen, weil bei ihnen schon ein Lossagen von den Blutsverwandten für eine abscheuliche Handlung gilt, um so mehr der Wechsel in der Religion. Folgende Geschichte, die sich vor 4 Jahren in Konstantinopel zugetragen, zeigt dies recht anschaulich. Als einst der Großvezier, (so heißt der erste Minister) Audienz hielt, verlangte ein Christ Zulassung, unter dem Vorgeben, er wolle zur türkischen Religion, oder der Lehre Mahomed's, übertreten. Gegen ein solches Vorhaben konnte der Großvezier nicht taub seyn, so daß der Fremde eingelassen ward, der sodann erklärte, er wolle das Christenthum abschwören. Der Großvezier erwiderte: „ein solcher Schritt erfordere reifliche Ueberlegung; wolle er es bloß thun, in der Hoffnung Genüsse zu erlangen, die sein Glaube ihm bis daher wehrt habe, so irre er sehr, denn so fände

man sein Glück weder in dieser noch in jener Welt.“ Der Wittsteller betheuerte seine angebliche Aufrichtigkeit; aber der Großvezier wollte zuerst wissen, woder und was er sey, damit er über seine Würdigkeit urtheilen möge. Der Mann sagte nun, er sey von Geburt ein Pole, von Geschäft ein Lehrer; wegen Verfolgung sey er aus seinem Vaterland fort. Der Großvezier wies ihn nun an einen Priester, um sich im Glauben der Türken zu unterrichten, und bestellte ihn wieder nach zwei Monaten. — Unterdessen veranlaßte der Großvezier, daß in die Heimath des Mannes um Auskunft über dessen Verhältnisse geschrieben wurde, und so war er, ebe der Mann sich wieder einstellte, in Kenntniß gesetzt, daß derselbe wegen einer grausamen Mordthat sich geflüchtet hatte. Nachdem die zwei Monate verfloßen waren, erschien der Pole, um seinen Uebertritt wirklich zu vollziehen. Er legte nun das Glaubensbekenntniß ab, und wurde für einen Türken erklärt. Der Großvezier entließ ihn mit der Warnung, daß, was ihm begegnen werde, gut oder schlimm, auch nach dem türkischen Gesetz die Frucht seiner Thaten bleibe. Der Mann erfuhr bald die schwere Bedeutung dieser Warnung; denn wie er in den Hof des Palastes kam, ergriffen ihn dort vier im voraus dahin bestellte Soldaten, hießen ihn niederknieen, und in weniger Zeit, als zum Niederschreiben erforderlich ist, trat ein Henker vor, und hieb ihm den Kopf ab. Der Leichnam ward sodann, nach türkischer Sitte, auf die Straße gelegt, und folgende Erklärung angeheftet: „Dieser Mann, von Geburt ein Pole und Christ, nahm unsern Glauben an, um der Strafe zu entgehen, die er durch Mord und andere Verbrechen in seinem Vaterlande verdient hatte. Aber überall ist Gottes Auge. Indem er unsere Lehre in einen Schirm zu verwandeln wünschte, hinter dem er seine schlechte Handlungsweise fortsetzen könnte, gerieth dieser Mißethäter in die Hand der Gerechtigkeit, die ihn hier finden mußte. Seine Strafe war gerecht. Dies ist sein Körper.“ — Wäre die türkische Justiz in allen Stücken so gewissenhaft, so müßte man sie sehr rühmen. Aber eine Schwalbe macht noch keinen Frühling! Man weiß, was man unter dem Worte „türkisch“ sonst zu verstehen hat. — Uebrigens bietet



diese Geschichte vielen Stoff zum Nachdenken.

In keiner Stadt der Welt giebt es mehr Hunde, als in Konstantinopel. Zu hundertten laufen sie herrenlos in den Straßen herum, wo sie sich vom Abfall der Speisen und sonstigem Unrath, besonders von den gefallenen Thieren, nähren. Manche Straßen würden bald ganz ungangbar und verpestet seyn, wären nicht die zahllosen Hundescharen vorhanden, deren Gefräßigkeit hier wahren Nutzen schafft. Ein Paar Stunden, nachdem ein Pferd gefallen, ist von dem Nas keine Spur mehr zu finden. Die Hunde haben es verzehret, und so die Arbeit der Vollzei gethan, die in der Türkei sich um so etwas nicht bekümmert. — Vor den Kasernen kann man immer 2 — 300 Hunde antreffen. Wenn dann die Soldaten Abends den Abfall vom Kochen ausleeren, so stürzen sich die Hunde in heftigen Kämpfen darauf. Diese Thiere leben zwar gleichsam in einer Republik, doch scheinen sie in verschiedene Stämme getheilt, und besondern Anführern zu gehorchen. Sie sind so verblissen auf ihre besondere Fressplätze, daß keiner ungestraft den Kotthausen des andern betreten darf. Werfen Hündinnen, so säugen sie die Brut an bestimmten Stellen, so daß diese bald ihren Bezirk und die Hunde des Stammes kennen lernt. Viele derselben kommen bald um; wäre dies nicht, so würde ihre Zahl bald die der Bewohner Konstantinopels übersteigen. Die Fälle der Hundswuth sind sehr selten. Dies ist ein großes Glück. Die Türken behaupten, die dortigen Hunde seyen mit einem wunderbaren Instinkt in dieser Beziehung versehen, sie scheinen es zu merken, wenn die Krankheit bei einem von ihnen auszubrechen droht; dann verloben sie keine Zeit, sie fielen über das anrühige Thier her, und zerrissen es. — Ob es mit dem Merken so ist, bleibe dahin gestellt. Gewiß ist nur, daß die Wuth fast nie vorkommt. Die magere Kost und die ungebundene Freiheit erklären es genügend.

Doch genug von dem Lande, wo die Willführ herrscht, wo der Menscheng Geist geknechtet ist, und ein ruhiges, friedliches Zusammenleben unter dem Druck der Tyrannei nie stattfinden kann.

## Vom Krieg in Algier

(Mit einer Abbildung.)

Es ist früher im Kalender erzählt worden, daß die Franzosen Anno 1830, noch unter ihrem vorigen König, mit großer Heeresmacht über das mittelländische Meer nach Afrika geschifft sind, die feste Stadt Algier und das ganze Gebiet des Dey (so heißt der Fürst jener Gegend) erobert, auch überhaupt sich im Land festgesetzt haben. Der Krieg mit den eingebornen, wilden Völkerschaften hat seither, es geht jetzt ins siebenzehnte Jahr, ununterbrochen fortgedauert, und viel Blut ist geflossen. Sehr oft sind die Einwanderer, welche im Vertrauen auf den Schutz der französischen Behörden als friedliche Kolonisten sich zahlreich angesiedelt hatten, überfallen, mit Weib und Kinder erbärmlich ermordet, ihre Wohnungen verbrannt worden: dann haben die Franzosen zur Wiedervergeltung ähnliche Streifzüge gegen die feindlichen Araberstämme vorgenommen, und mehrere derselben gänzlich vertilgt. Auch von ihnen ist nicht Weib noch Kind verschont geblieben. Verheerungen sind ausgeübt worden, welche der christlichen Armee zur ärgern Schande gereichen, als den Arabern. In den Herzen der Eingebornen glüht, wie natürlich, der bitterste Haß gegen die fremden Eindringlinge; man erblickt in ihnen unbedingte Anzeiger, und trägt nur mit Ungeduld die Gewalt der Eroberer. Dazu kommt noch, daß die arabischen Völkerschaften eifrige Bekenner der Religionslehre Mahomed's sind, und als solche die Christen grimmig hassen. Dies alles trägt mächtig bei, den Kriegszustand fortwährend zu unterhalten. Die Beschaffenheit des Landes ist auch der Art, daß eine gehörige Ordnung nicht wohl zu handhaben ist. Denn daselbst giebt's keine gebahnten Straßen, keine Brücken über die Flüsse; Sandwüsten ohne Wasser liegen in Mitten der spärlich bewohnten Gegenden; raube, unwegsame Gebirgsketten unterbrechen die Verbindungen, und obgleich die verschiedenen Provinzen, welche die Franzosen zu behaupten suchen, fast so groß sind, wie beinahe ganz Deutschland, so wohnen doch jetzt darin kaum so viele Menschen als in Baden und Württemberg. Von den dortigen Völkern heißt einer der wildesten der Stamm der Kabilen; man be-



Hauptet, es seyen die Nachkommen der Philister, welche Moses und Josua aus Canaan vertrieb, als sie das Land für die Israeliten, die aus Aegypten zogen, erobert hatten. Im Juli und August herrscht eine außerordentliche Hitze, besonders wenn der glühend heiße Wind aus der Wüste weht. Vom November bis Januar regnet es fast immer, was dort für Winter gilt. Allerdings ist der Boden fruchtbar; aber er ist meistens mit Gesträuch und Unkraut überwachsen, so daß dessen Herrichtung schwere Mühe und Kosten verursacht. Wilde Thiere haufen in dem Gestrüpp, und machen den Aufenthalt vollends unheimlich. Es sind aber gar viele Jahrhunderte vergangen, seitdem das sonst wohlgeordnete und wohlgebaute Land der Verödung und Wüstenei verfallen ist. — Denn zu der Römer Zeiten, und in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt war jener Theil von Afrika reichbevölkert, mit schönen Städten geziert, und in blühendem Zustand. Die Einwohner bekannten sich zum Christenthum, man zählte über 100 Bischofsitze. Der heilige Augustinus war dort Bischof. Seit der Herrschaft der Araber und Türken ist dies alles zerstört worden.

Als nun Anno 1830 die Franzosen den Dey (Fürsten) von Algier gefangen bekamen, und sein Land besiegten, da wählten die dortigen Volkerschaften den seither sehr berühmt gewordenen Abd-el-Kader zu ihrem Anführer. Dieser Abd-el-Kader, jetzt etwa 45 Jahr alt, ist ein höchst merkwürdiger Mann. Er stammt aus einer frommen Prophetenfamilie, die längst bei den Arabern in großem Ansehen gestanden ist. Der Name Abd-el-Kader bedeutet im Deutschen „Diener des Allmächtigen.“ Neben dem führt er den Titel: „Fürst der Gläubigen und Sultan der Araber.“ Seine Macht stützt er hauptsächlich auf die religiöse Begeisterung, die er den Arabern einzuflößen weiß, und gerade in dieser Beziehung ist er eine so merkwürdige Erscheinung. Dadurch wird es auch erklärlich, wie er seither der großen Macht der Franzosen, die an hunderttausend Soldaten in Algier haben, so wirksamen Widerstand leisten konnte, daß sie manchmal wahrhaft bedrängt waren. Er zeigt sich bald da, bald dort; ist wie der Blitz wieder verschwunden, er kommt nach ein Paar Tagen hundert Stunden wei-

ter abermals zum Vorschein, und überfällt die einzelnen Regimenter und Dorfschaften. Dies ist nur ihm möglich, weil jeder Araberstamm, wo er sich einfindet, ihm gleich zu Gebot steht. Dabei ist Abd-el-Kader ein Muster von einem wackern Krieger, mäßig, einfach und von hoher Tapferkeit. Weil er bis jetzt in allen Gefahren glücklich bewahrt blieb, so glauben die Araber, er sey fest und unverwundbar. Nebenstehende Abbildung zeigt, wie seine Soldaten zu Fuß, und wie die Reiter auf den Kameelen aussehen. Das Kameel ist das nützlichste Hausvieh in den heißen Ländern; es macht es möglich, den undankbarsten Boden zu bewohnen. Es zeichnet sich durch große Schnelligkeit aus und wird auch zur Fortschaffung schwerer Lasten gebraucht; es beginnt sich mit der einfachsten Nahrung. Die Pferde sind in den dortigen Gegenden ganz vortrefflich.

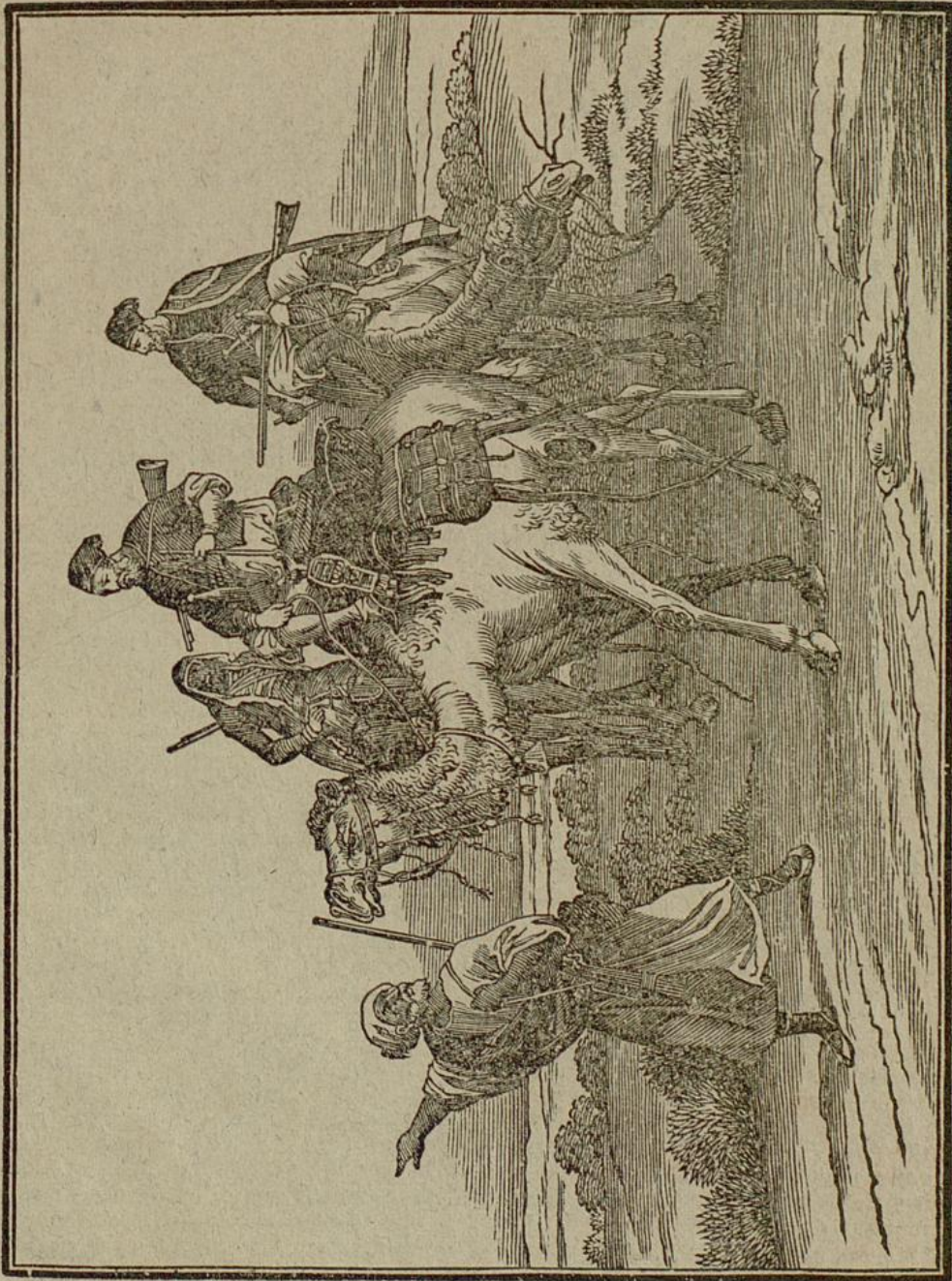
Jedenfalls will der Kalerdermann seine lieben Landsleute vor dem Auswandern nach Algier dringend verwarnt haben. Mit Rechte heißt es in dem Lied, das ein pfälzischer Landmann nach eigener, trauriger Erfahrung aufsetzte:

Nach Algier da sieht man ziehen  
Menschen, die verblendet sind!  
Während andere von dort fliehen,  
Die verloren Weib und Kind.  
Menschen, laßt Euch doch sehen,  
Sehet an das Elend dort:  
Täglich thut es sich vermehren,  
Bleibt im Lande, zieht nicht fort!

Lügen, daß sich die Balken biegen.

Obiges Sprüchwort ist bei unsern Voreltern schon im Gebrauch gewesen, lange ehe die Buchdruckerkunst erfunden war. Als diese neben den guten Schriften auch mancherlei schlimme Bücher zu Tag forderte, besonders aber als die Zeitungen aufkamen, da wurde gar oft an der Wahrheit gesündigt, und bald hieß es: „Lügen wie gedruckt!“ Der redliche Sinn unserer Vorvordern fand daran kein Wohlgefallen. Heut zu Tage ist „Lug und Lüg, der Welt Acker und Pflug,“ zumal bei vielen Zeitungsschreibern. Manchmal wird auch manierlich, oder nur zum Spaß gelogen. So hatte unlängst Einer in







Die Berliner Zeitung sehen lassen, „er habe ein Pulver erfunden, womit man in jedem Teich oder Bach gute Forellen hervorbringen könne, wenn man nämlich von dem Pulver ins Wasser streue; die Schachtel voll koste zwei Dublonen. Wenns nicht helfe, so erhalte man das Geld zurück.“ — Dies las ein reicher Kaufmann, der in seinem Garten einen kleinen See hatte. Es gelüstete ihn nun sehr, diesen mit Forellen zu bevölkern; also schrieb er an den Zeitungsmann, schickte ihm die zwei Dublonen, und verlangte eine Schachtel voll Forellen-Pulver. Der Zeitungschreiber schickte ihm aber das Geld mit der Erklärung zurück, „die Anzeige, oder die handgreifliche Lüge, sey nur eine List gewesen; er habe nämlich gewettet, man könne das unsinnigste Zeug drucken lassen, und es fänden sich allezeit Esel, die es glaubten; der Herr Kaufmann sey bereits der 27ste Esel, welcher Forellen-Pulver verlangt, somit ihm zur Gewinnung der Wette verholßen habe.“ — So legen die Zeitungschreiber selber oft Spott auf ihre Waare.

### Von einem Lied, das jetzt tausend Jahr alt ist.

Es sind jetzt über zwölfhundert Jahre, daß gleich andern frommen Priestern der heilige Gallus aus Irland, seiner Heimath, fortzog, um die christliche Lehre zu predigen, und in die Herzen wilder Völker das Samenkorn des Evangeliums auszustreuen. So kam er in die Gegend der jetzigen Stadt St. Gallen, die von ihm ihren Namen hat. Dazumal war aber dort nichts als Wald und Wildniß. Gallus und seine wenigen Begleiter verweilten daselbst; sie fällten Bäume, rotteten das Gesträuch aus, bauten eine Hütte, legten einen Garten an, weideten ihre kleine Heerde, stengten Kische, und verrichteten vor Allem Gebet und Gottesdienst. R e t e n und A r b e i t e n war ihre Regel. Dieser Anblick und ihre Lehre wirkte mächtig auf das Gemüth des dort in Wildniß hausenden Volkes; es waren unsere Voreltern, die Alemanen. Gottes Segen ruhte auf dem Werk. Die Belehrung zum christlichen Geist fand Eingang, und mit ihm kam Sitte, Ordnung und Gedeihen. Als der fromme Gallus in hohem Al-

ter starb, konnte er sich seiner wohlgelungenen Arbeit höchlich erfreuen; aus den geringen Anfängen war eine starke Pflegstätte edler Wissenschaft, und eine treffliche Schule geworden, wo viele Kinder Unterricht erhielten, denn dazumal herrschte weit und breit barbarische Unwissenheit. Eine Schule war deshalb die größte Wohlthat. Es dauerte kaum hundert Jahre, so war an der Stelle, wo Gallus die erste Hütte erbaut, und sein Kreuz aus einer Haselstaude errichtet hatte, schon ein volkreicher gewerbsthätiger Ort zu sehen. Man fand dort unter anderm einen Ofen, wo man auf einmal 1000 Brode backen konnte. Die Klostergeistlichen lehrten nämlich den wilden Völkern nicht bloß den frommen Glauben des Evangeliums, sondern auch die Beschäftigungen mit dem Landbau und den Gewerben; dadurch ward der bürgerlichen Ordnung großer Vorschub geleistet.

In jene Schule von St. Gallen kam vor etwa 1000 Jahren ein junger Edelmannssohn, von vornehmen Geschlecht, Namens Notker von Eggi. Wenn man vom Kanton Thurgau nach Winterthur reiset, sieht man noch auf einem Hügel, beim Flecken Eggi, das Stammschloß der Familie. Dieser Notker wuchs in guter Bildung heran; er ward ein sehr gelehrter und frommer Mann; besonders hoch verdient um den Kirchengesang. Er bildete die rauhen Stimmen der Leute, deren Kehlen, wie eine alte Schrift aus jener Zeit meldet, „nur herbe Töne, dem Rollen des Gewitters oder eines Fuhrwagens ähnlich, hervorgebracht hätten.“ Sanfte Gesänge, von Notker gedichtet, ertönten nun zum Lobe Gottes.

Eines Tages stand Notker in der Schlucht des Thales, und sah wie man eben die ersten gefährlichen Anstalten machte, um eine Brücke über den Abgrund hinüber zu schlagen. Die Zimmerleute arbeiteten über dem tiefen Abgrund; sie standen frei, auf dünnen Balken, weit unter ihnen rauschte der Bergstrom; eine falsche Bewegung, und sie hätten hinabsürzen müssen in den sichern Tpd. Dieser Anblick bewegte den frommen Notker tief; er sah darin ein Sinnbild des Erdenlebens, wo Leib und Seele stets von Todesgefahren umgeben sind. In diesen Gedanken dichtete er ein schönes Lied in lateinischer Sprache; es ist oft, auch von Luther, ins



Deutsche übersezt worden, und lautet in unserer Sprache:

Mitten wir im Leben sind  
Von dem Tod umfangen.  
Hülfe können wir allein  
Bei dem Herrn erlangen.

Wir mit schwerer Sündenschuld,  
Haben Zorn verdient;  
Wohl uns, daß der Heiland hat  
Uns mit Gott versühnet.

Heiliger, mächtiger, gnädiger Gott,  
Eiliger unsrer Sünden;  
Reiß' uns von der Todesvein  
Schauerlichen Schänden.

Gedenkt, lieben Leser, bei Nothers ur-  
altem Lied der frommen Mahnung, die dar-  
aus zu uns spricht, der Mahnung an die letzte  
Stunde, die jeden Augenblick für uns schla-  
gen kann. „Denn mitten im Leben sind wir  
vom Tode umfangen.“ Wohl dem, welchen  
der Ausgang des Lebens stets gerüstet findet,  
daß er ihn ohne innere Qualen bestehen mag.

### Geschichte eines Waisenkindes.

Die alten Chronikenschreiber ließen es sich  
angelegen seyn, nicht blos von Kriegen und  
Weltbändeln zu berichten; sie hatten jeweils  
auch eine besondere Aufmerksamkeit für löbliche  
Thaten braver Menschen, und zeichneten sie  
zu Ehren Gottes und zur Nachahmung der tu-  
gendlichen Gesinnung sorgfältig auf. So liest  
man in einer Chronik folgende schöne Ge-  
schichte, die sich vor etwa 250 Jahren in  
Frankreich, nicht gar weit von Paris, zuge-  
tragen hat. —

Dort, auf dem Lande, lebte ein Edel-  
mann, ein guter, kentseliger Herr. Die  
Frau war ihm früh gestorben, nur ein Töch-  
terlein, Bertha geheißten, bildete seine Fa-  
milie, zu der er jedoch die getrene Haushäl-  
terin Gertrude auch gewissermaßen rechnete,  
denn sie sorgte mit großer Liebe für das früh  
verwaiste Kind. In der ganzen Gegend ward  
die alte Gertrude nur die Spinnerin vom  
Schloß genannt, weil man sie beinahe nie-  
mals ohne Kunkel sah. Die gute Alte spann  
vom Morgen bis an den Abend, sie war der

Sirk. Vote 1847.

Kleß selber. Hätte der Edelmann nach ihrem  
Beispiele gewirthschaftet, so wären bei sel-  
nem Tod nicht so viel Schulden vorhanden ge-  
wesen, daß Schloß, Güter und aller Haus-  
rath verkauft werden mußte, was kaum zur  
Bezahlung der Gläubiger hinreichte. Der  
gutmüthige Mann war in die Klauen listiger  
Bucherer gefallen, die ihn ausgezogen hat-  
ten. Der Tochter Bertha, damals 10 Jahre  
alt, blieb nichts als der ehrliche Name. Der  
Käufer vom Schloß, ein harter Mann, bot  
mit dürren Worten der armen Waise aus,  
und da in der Nähe keine Verwandten sich  
zeigten, (— im Unglück werden sie immer  
rar!) so sprach er vom Waisenhaus, wohin  
verlassene Kinder gehörten. „So Gott mir  
gnädig ist,“ erwiderte die gute Gertrud,  
„und so lange ich noch nicht unter dem Rasen  
auf dem Kirchhof liege, ist Bertha nicht ganz  
verlassen. Dreißig Jahre habe ich das Brod  
ihrer Familie gegessen; als sie geboren war,  
habe ich sie gewickelt, ich trug sie zur Kirche,  
an meiner Hand hat sie gehen gelernt, und  
jetzt soll sie ins Waisenhaus! Nein, so lange  
die alte Gertrud einen Finger rühren kann,  
ist ihr Waisenhaus mein Herz!“ Als sie dies  
geredet, packte sie ihre und des Kindes Hab-  
seligkeiten mit ihrer Kunkel zusammen, sagte  
dem reichen Käufer ein Gott befohlen, nahm  
das Kind an der Hand, und zog mit ihm nach  
dem nächsten Städtchen. Dort war sie mit ei-  
ner Klosterfrau im Kloster der Ursulinerin-  
nen bekannt, die man in der ganzen Gegend  
als eine fromme und geschickte Lehrerin ver-  
ehrte. Zu dieser brachte die gute Gertrud die  
arme Waise, und bat solche, sie wie das Kind  
eines Edelmanns zu erziehen, und in allem  
Nöthigen sorgfältig zu unterrichten. Als  
Vorschuß übergab sie zugleich ihre ganze Er-  
sparniß, die sie in mehr denn 30 Dienstjah-  
ren gesammelt hatte. Ehe noch diese Summe  
verbraucht war, erschien die gute Gertrude  
wieder im Kloster, und brachte unter Freu-  
denthränen abermals ein hübsches Summ-  
chen. So ging's von Quartal zu Quartal;  
die Alte zahlte Kost- und Schulgeld, und  
drang darauf, daß dem talentvollen Mäd-  
chen die besten Lehrmeister gebakten wurden.  
Die Nonnen erzogen das Kind ganz vortreff-  
lich, ob schon sie sich oft den Kopf verbrachen,  
woher die Alte das Geld habe, welches sie  
jeweils brachte; aber diese antwortete auf

8 u. 9



alle Anfragen immer bescheiden: „Auser Ite-  
ber Herrgott hat eine Sparkasse für die ar-  
men Waisen.“ Dabei blieb die gute Gertrude  
stets in ihrem geringen Anzug, und spann  
mit einem Fleiß, der unermüdet war. —

Indessen erblühte das Kind zur Jungfrau,  
es war so hold und gut, so verständig und  
geschickt geworden, daß sich in der ganzen  
Gegend der Ruhm des Edelfräuleins ver-  
breitete, das aus unseres Herrgotts Spar-  
kasse erzogen worden sey. Die vornehmsten  
Frauen wünschten Bertha kennen zu lernen,  
und kamen eigends deshalb ins Kloster. Jetzt  
fanden sich auch Verwandte ein, unter denen  
eine Edelfrau, Namens von Willers, nicht  
eher ruhte, als bis ihr liebes Bäschen, wie  
sie Bertha nunmehr hieß, für einige Wochen  
zu ihr aufs Schloß zu Besuch kam. Hier lern-  
te die arme Waise den jungen Grafen von  
Bouteville (sprich Butteville) kennen, einen  
der begütertsten und artigsten Edelleute der  
Provinz, welcher von ihrer Schönheit, ih-  
rem verständigen und sttsamen Wesen so er-  
griffen ward, daß er um ihre Hand anhielt.  
Auch Bertha sah den stattlichen jungen Mann  
geru, erklärte aber, sie könne ihr Jawort nur  
mit der Zustimmung ihrer Pflegemutter, der  
edelmüthigen Gertrude, geben. Diese dank-  
bare Gesinnung gefiel dem Grafen sehr wohl,  
nur mußte man nicht, wo die Alte zu finden  
sey, da sie niemals ihren Aufenthalt verrath-  
en hatte. Während man noch so überlegte,  
stellte sich plötzlich Gertrude auf dem Schlosse  
ein, und erklärte, sie habe von Berthas  
Brautstand Kunde erhalten, und da sie nicht  
wolle, daß ihres Herrn Tochter ohne Aus-  
steuer heirathe, so sey von ihr das Nöthige  
besorgt worden. Zur Bestätigung ihrer Wor-  
te kam auch ein ganzer Wagen voll Weiß-  
zeug, Kleider und Geräthe aller Art an. Die  
Herrlichkeiten wurden nun vor Bertha aus-  
gebreitet, aber weder sie noch der Bräutigam  
konnten sich recht der Freude hingeben, weil  
sie sich allerlei Gedanken über diese unver-  
hoffte Beiseherung machen mußten. Ger-  
trude verscheuchte aber gar bald die Bedenk-  
lichkeiten, indem sie sprach: „Mein liebes  
Kind, als ich dich vor 9 Jahren ins Kloster  
gebracht hatte, pilgerte ich in der Provinz  
hin und her, am Wege spinnend, und guter  
Leute Milde für eine arme Waise anspre-  
chend. Gott segnete meine Arbeit und meine

Bitten. Vom Spinnen lebte ich, und die  
milden Gaben sammelte ich für dich. Dar-  
über braucht dein künftiger Mann nicht un-  
gelalten zu werden, denn was uns um Got-  
teswillen von guten Menschen gegeben wird,  
dies macht keine Schande. Das gute Herz  
vieler Menschen hat dich auferzogen, das gute  
Herz deines künftigen Mannes wird dich jetzt  
mit Gottes Hilfe glücklich machen.“ Alle  
Anwesenden waren tiefgerührt. Bertha, vor  
Stannen, Dank und Bewunderung ver-  
stummt, schloß die treue Pflegerin unter  
heißen Thränen ans Herz, und der Graf,  
dem gleichfalls das Wasser in den Augen  
stand, legte, im edelmüthigen Gefühl sol-  
cher Liebe, Berthas und Gertrudens Hände  
in einander, und jagte zu lezterer: „Ihr wa-  
ret für Bertha eine zweite Mutter, ihr sollt  
sie deshalb als Tochter zum Altar geleiten,  
und mir sie geben.“ Und zu großer Freude  
und Erbauung geschah es auch so beim Kirch-  
gang. Bertha in Sammet und Seide ward  
zum Priester von der alten Gertrude geführt.  
Als die Trauung vollendet war, kniete das  
junge Ehepaar vor ihr nieder, und bat um  
ihren mütterlichen Segen. Die ganze Ver-  
sammlung weinte Freudenthränen und rief:  
„Gott segne Mutter und Kinder!“ Und die-  
ser Wunsch gieng reichlich in Erfüllung. Denn  
das Andenken an diese Verbindung lebte noch  
lange im Volke fort, und wenn man in dor-  
tiger Gegend eine glückliche Ehe bezeichnen  
wollte, so pflegte man zu sagen: „Sie leben  
wie die Bouteville!“ Was aber auch hoch  
anzuschlagen ist, die Gatten bewahrten der  
alten Gertrud kindliche Verehrung und Liebe  
bis ans Ende. Wenn die vornehmsten Her-  
ren und Frauen im Schloß versammelt wa-  
ren, erhielt jedesmal die Gertrud einen Eh-  
renplatz, und in jedem Jahr wurde in der  
Pfarrkirche eine Messe gehalten, zu welcher  
die Alte in ihren Bettlerkleidern erschien, ge-  
führt von Bertha und dem Grafen. Diese ruh-  
rende Feier, zur Verherrlichung der Treue  
und Dankbarkeit, diente der Herrschaft wie  
der Dienerschaft gleich sehr zur Ermunter-  
ung und Erhebung; es ehrt den Geist der  
Zeit, in der es geschehen ist.



## Vom neuerwählten Papste

Am 1. Juni vorigen Jahrs ist der Papst Gregor der 16te in Rom mit Tod abgegangen. Seine Heiligkeit, der mit dem Familiennamen Mauro Capellari geheissen, war am 18. Septbr. 1765 zu Belluno in Italien geboren, und stand somit im 81sten Lebensjahr. Ihm folgt der Ruhm eines gütigen Fürsten, der ebenso wegen seiner hohen Gelehrsamkeit als stets erprobten Tugend allgemein verehrt gewesen ist. Am 16. Juni ist bereits der neue Papst Pius der 9te erwählt worden; von Geschlecht ist er aus der Familie der Grafen Mastai-Ferretti, geboren 13. Mai 1792. Als Bischof und Cardinal stand ihm stets großes Lob zur Seite, namentlich, daß er als ein Vater der Armen und Trauernden sich erwies. Zur Zeit der Cholera war er päpstlicher Gesandter in Neapel. Damals verkaufte er Kutsch und Pferde, sein Silberzeug und seinen Hausrath, um mit dem Erlös die Noth der Kranken lindern zu helfen, denen er auch mit geistlichem Trost unermüdet beigestanden ist. In dem Herzen der Armen stiftete er sich ein gesegnetes Andenken, man bewahrt noch das Gedächtniß an die schöne Rede von ihm: „Wenn die Armen Jesu Christi auf dem Pflaster sterben, so ziemts seinen Dienern nicht, darauf in Kutschen zu fahren.“ Solche Tügte bekräftigen das Lob aufrichtiger Frömmigkeit und reinen Wohlwollens, welches dem Neuerwählten stets gezollt worden, und zeigen, daß er der erhabenen Stelle würdig sey, wozu die Vorsehung in so bedenklicher, vielfach bewegter Zeit ihn berufen. In der Reihe der Päpste ist er der 258ste.

## Ein schöner Spruch vom König der Franzosen.

Sechsmal bereits haben schlechte, verworfene Menschen dem König Louis Philipp, diesem trefflichen Regenten, nach dem Leben getrachtet, und jedesmal hat die Hand der Vorsehung ihn vor Tod oder Beschädigung wunderbar beschützt. So wieder voriges Jahr, wo ein Bösewicht von Förster, sonst ein geschickter Schütze, aus geringer Entfernung ein Doppelgewehr auf ihn, ohne zu treffen,

abfuhr. Als nach diesem schrecklichen Vorfall der König zu seiner Schwiegertochter, der Herzogin von Orleans (eine deutsche Fürstentochter, geborne Prinzessin von Mecklenburg,) kam, und diese ihn bitterlich weinend umarmte, begrüßte sie der König trostreich mit dem Anfangsvers des schönen deutschen Kirchenliedes: „eine feste Burg ist unser Gott!“ Dieser Zug spricht laut und ergreifend.

## Die Gemsejäger.

(Mit einer Abbildung.)

Die Gemse wird zum Siebengeslecht gerechnet, und findet sich auf den hohen Alpenbirgen in der Schweiz, in Tyrol, Steyermark u. s. w. Die Gemse wird stärker als die Gais (Gais), es kommen ihrer bis an 90 Pfund schwere vor. Die gekrümmten schwarzen Hörner trägt Bock wie Gais, und feins von beiden wirft sie ab, wie der Hirsch und das Reh. Auf dem Rücken haben sie einen schwarzen Streifen, und darin 4 bis 6 Zoll lange Haare mit weißen Spitzen. Von diesen Rückenhaaren stellt man den Gemsebart zusammen, diesen Schmuck des Jägerhuts. Einen Siebentbart am Kiefer, wie die Gaisen, haben die Gemsen nicht. Die Jagd auf diese Thiere wird trotz ihrer Beschwerlichkeit und der mannichfachen Gefahren auf den unwegsamen Felsenbergen, wo sich die Gemsen aufhalten, die nie in die Ebene niedersteigen, zur unwiderstehlichen Neigung wackerer Schützen. Solche Gemsejäger treten mit einer guten weittragenden Büchse und dem Waidack auf dem Rücken, worin einige Lebensmittel, den Marsch ins Gebirge an; nebst dem sind sie mit Fußeisen und einem Fernglas versehen. Sorgfältig müssen sie auf den Wind acht geben, damit die Gemsen ihre Ankunft nicht zu früh merken. Denn es sind sehr listige Thiere, die wohl acht geben; gewöhnlich findet man sie truppweis zusammen, wovon immer Eines gleichsam Schildwache hält, und bei der geringsten Wahrnehmung durch einen gellenden, pfeifenden Ton vor der nahenden Gefahr warnt. Die Bewohner der Ebenen können sich kaum eine Vorstellung machen von dem Jagdrevier der Gemsen, nämlich von den schauerlichen, unwegsamen Gindden auf

\*



den schneebedeckten Alpen, von den Felsenbergen und Klüften, von den Abgründen und Abhängen, wo jeder Schritt vorwärts und rückwärts mit steter Lebensgefahr verbunden ist. Mit Fußseisen an den Schuhen muß der kühne Waghals über Felsen und Eisflächen tagelang den Gemsen nachspüren, und wenn er bei anbrechendem Morgen sie auf ihren Gängen erlaucht hat, so gilt es, sicher zu zielen und zu treffen, (siehe die Abbildung,) damit die Frucht der schweren Mühe nicht verloren geht. Diese Jagd wird manchmal dadurch sehr gefährlich, daß die Thiere in der Flucht die Jäger über die hohen Felsenklippen mit herunterreißen, wo sie elend zerschellen müssen. Nicht selten findet der Jäger auch bloß durch Nachklettern zwischen den Felsen sein Grab, oder durch den Schneesturm, der auf den Alpen sich manchmal plötzlich erhebt. Aber alles dieses schlägt die Jagdlust der frischen Gebirgsbewohner nicht nieder, obwohl die Ausbeute einer Gemse nicht sehr hoch zu berechnen ist. Das Fell kann auf 11 fl. gewerthet seyn, das Fleisch giebt beliebte Braten, und außerdem erhält man noch 10 — 12 Pf. Laug. Im vorigen Jahr ward von einem achtzigjährigen Schweizer im Kanton Uri gemeldet, daß er mit seinem auch schon betagten Sohn während seines Lebens die seltene Jagdbeute von 400 Gemsen gemacht habe. Uebrigens verursacht die Gemse oben auf ihren Felsen nicht den geringsten Schaden; die Alpenkräuter sind ihre Weide; wird ein Weibchen angeschossen oder getödtet, so fliehen die Jungen nicht, und lassen sich eher fangen, als daß sie von der todten oder verwundeten Mutter weggingen. — So ist die Gemsenjagd, die mit leidenschaftlicher Lust denjenigen ergreift, der sich ihr hingeeben; nicht Hunger noch Kälte, nicht die Entbehrungen aller Art, wie des Schlafs und der Hülfe in der Noth; nicht das stundenlange Harren auf dem Anstand; nicht die steren Mühseligkeiten und drohenden Gefahren vermögen die Muthigen davon abzubringen; darum sagt man auch: „die braven Gemsenjäger.“ Denn diese Jagd ist ganz was anderes, als das schmachliche Wildern. Von dieser schlechten diebischen Liebhaberei gilt mit Recht das Sprüchwort: „der Teufel frißt den Jäger.“ Das Wildern ist vieler Laster Anfang.

## Auß einem alten Buche.

Es sind jetzt bald 300 Jahre, daß ein lustiger Stadtschreiber von Burkheim, Georg Wikram geheißnen, eine Sammlung guter Schwänke und Geschichten unter dem Titel: „Das Kollwagen-Wüchlein zur Verkürzung der Langeweile,“ herausgegeben hat. Davon folgen hier drei Musterchen:

### 1. Wie einer mit seiner Frau Lieb und Leid theilt.

Ein gewisser Schneider war ein sehr bestiger Mann; seine fromme brave Frau konnte ihm nichts recht machen, er zeigte sich allweg boshaft, zankte und schlug sie bei jedem Anlaß, so, daß die Obrigkeit ein Einsehen nehmen und den schlimmen Patron in Thurm setzen mußte. Als man nun meinte, der Schneider habe genug geküßt, er sollte auch gewiszig seyn, um mit seiner Frau forsan in Frieden zu leben, da ließ man ihn wieder heraus; doch mußte er eidlich geloben, die Frau nicht mehr zu schlagen, sondern stets Lieb und Leid mit ihr freundlich zu theilen, wie es rechtschaffenen Eheleuten geziemt. Der Schneider versprach dies auch. Nachdem er nun eine Zeitlang friedlich gelebt hatte, kam ihm eben die alte Weise wieder an, er handelte und stritt, doch schlug er nicht zu, weil dies verboten war, dafür wollte er im Zorn die Frau an den Haaren zobelnen. Die Frau war aber behender und entsprang, da nahm er seine große Scheere, schmiß sie ihr nach, trieb die Frau im Hof herum, und was er zur Hand erwischte, damit warfer nach ihr. Wenn er sie traf, so lachte er, und wenn er sie fehlte, so fluchte er. Dies trieb er so lange, bis die Nachbarn zu Hülfe kamen und abwehrten. Jetzt ward der Schneider wieder vor die Obrigkeit gerufen; diese stellte ihn zur Rede, ob er nicht mehr wisse, was er geschworen habe? Da antwortete der listige Schneider: „Liebe Herren, ich habe meinen Eid gehalten, und die Frau nicht geschlagen, sondern nur nach Eurem Befehl Lieb und Leid mit ihr getheilt.“ Die Richter sagten: „Wie kann dies seyn, da ja abermals Klage wegen Mißhandlung gegen Euch erhoben wurde?“ Der Schneider hatte gleich seine Ausrede bei der Hand und sprach: „Ich habe die Frau nur ein wenig bei dem Haar wollen ziehen, da ist sie davon gesprungen, und ich







Ihr nach, was mir man in die Hand kam, das habe ich ihr nachgeworfen, habe ich sie getroffen, so ist es mir lieb gewesen, und ihr Leid; wenn ich sie gefehlt habe, so war es ihr lieb, und mir Leid. Folglich habe ich Lieb und Leid mit ihr getheilt, wie es mir anbefohlen worden ist." — Die Richter ließen jedoch die Auslegung nicht gelten, sie strafen den Mann nur um so nachdrücklicher, damit er erkenne, daß in ernstlichen Dingen kein loses Scherzspiel gelte. Der Schneider soll fortan in der Befugung standhaft geblieben seyn. —

## 2. Wie ein lustiger Bruder seine Beche bezahlt machte.

Der Herzog Wilhelm von Bayern zog Anno 1530 auf den Reichstag nach Augsburg, und nahm seinen Hofmusikus Grünewaldt, einen berühmten Meisterfänger, im Gefolge mit. Dieser Grünewaldt war, wie so manche Tonkünstler, ein guter Bechbruder, dem es am liebsten in den Wirthshäusern bei lustiger Gesellschaft behagte. So lange sein Geld reichte, hatte es mit dem Schlemmen keine Noth, als aber die Baarschaft zu Ende ging, und die nasse Waare sammt den guten Bisfen nicht entbehrt werden mochte, so wurden eben vom Wirth Striche an die Wand angeschrieben. Da zifferte sich denn nach und nach eine Schuld von 8 Gulden zusammen, was nach damaligem Geldwerth wenigstens viermal mehr ausmacht, als jetzt. Endlich kam die Zeit, daß der Herzog mit seinem Gefolg wieder nach München ziehen wollte. Das ersuhr der Wirth, und gieng deshalb zum Meister Grünewaldt, die Bezahlung der Schuld zu heischen. Lieber Wirth, sagte Grünewaldt, ich bitte Euch von wegen der guten freundlichen Gesellschaft, so wir nun lang mit einander gehabt, laffet die Sach stehen, bis ich nach München komme, wir haben ja vor dort nicht so weit zusammen, ich kann es Euch alle Tage schicken; ich habe daheim, in München, noch Geld und Kleinod. Das gduen Euch Gott, antwortete der Wirth, aber damit ist mir nicht geholfen; meine Leute lassen sich auch nicht mit Worten bezahlen. Gebt ihr mir das Geld nicht, so klage ich's dem Herzog, Eurem Herrn, der wird mir schon einen Weg anzeigen, wie ich die Schuld einreiben kann. Damit war nun dem guten

Grünewaldt ein Spieß aufs Herz gesetzt, denn der Herzog war ein strenger Herr, der auf Ordnung hielt. Deshalb gab der Herr Musikus die besten und süßesten Worte, die er nur erdenken mochte. Aber umsonst, der Wirth ließ sich nicht beschwichtigen, er sagte: ich mache nicht viel Umstände, glatt geschliffen ist bald gewetzt; den besten Wein habe ich Euch müssen auftragen, Tag und Nacht habt Ihr Euch güttlich gethan, darum sperrt Euch nicht, und gebt mir Euren Mantel zum Pfand, den verkaufe ich, wenn Ihr mir das Geld nicht schafft. — Wohl an, sprach Grünewaldt, ich will der Sache schon einen Ausweg finden, nehmt einstweilen den Mantel. Dann setzte er sich hin, und brachte den ganzen Vorgang in Reimen. Nun war dazumal ein Herr Fugger der reichste Mann nicht allein in Augsburg, sondern wohl in ganz Deutschland und selbst in Europa. Das Lied endigte mit einem Vers, daß dieser großmüthige Herr den Wirth befriedigen möge; zur Probe stehe hier dieser Vers:

Dem Wirth thät bald bezahlen,  
Der edle Fugger gut  
Mein' Schuld ganz allzumalen,  
Das macht mir leichten Muth.  
Ich ziehe frei zum Thor hinaus,  
Ade, du lauffiger Wirth,  
Dir komme ich nicht mehr ins Haus.

Meister Grünewaldt faßte das Lied wohl in Kopf; gieng dann zum Haus des Herrn Fugger und ließ sich dem Herrn anmelden. Sängers und Musikanten finden überall leicht Zutritt! Als er nun vorkam, machte er seinen gebührenden Reverenz, und sprach: „Gnädiger Herr, weil mein gnädigster Herzog von hier aufbrechen und wieder nach München ziehen will, so kann ich nicht wohl scheiden, ohne Euer Gnaden noch ein kleines Vergnügen gemacht zu haben. Ich habe nämlich dem großmüthigen Herrn Fugger zu Ehren ein neues Lied aufgesetzt, und möchte es noch zu guter Stund vor ihm absingen. — Hr. Fugger, der ein heiterer, freundlicher Mann war, erwiederte, er wolle es gerne anhören, ob nicht andere Mitsänger dazu nothwendig wären. Nein, bemerkte Meister Grünewaldt, er müsse allein singen, hierin könne ihn weder Was noch Diskant helfen; er flieg also an, und sang das Lied mit gar fröhlicher Stimme ab. Der gute Hr. Fugger verstand seine Krankheit bald, schickte deshalb zu dem Wirth, bes



achte die Schuld, errettet dem Säger den Mantel und schenkt ihm noch eine gute Begabung dazu. Auf diese Weise zog Meister Grünemalde stolz aus Augsburg. Kunst bringt Günst; darum ist Kunst nicht zu verachten.

So lautet die Erzählung in dem alten Buch; sie ist besonders deshalb hier im Kalender erwähnt, um von den Herren Fugger berichten zu können. Das Geschlecht derselben blüht heute noch in Segen, und dies in fürstlichen und gräflichen Linien. Der Urvater der Familie, welcher vor 500 Jahren lebte, war ein Webermeister aus einem Dorf bei Augsburg. Seine Nachkommen trieben neben der Weberei einen ausgebreiteten Handel in der damals so berühmten und wichtigen Stadt, dem Hauptpunkt des Verkehrs in Deutschland. Durch Redlichkeit, Fleiß und Geschicklichkeit erweiterte sich immer mehr ihr Geschäft, und mit ihm ihr Reichthum. Die Familie erhob sich zum größten Flor, sie heirathete in die vornehmsten Geschlechter. Schon Kaiser Maximilian hatte ihr den Adel ertheilt, denn die Fugger dienten mit Rath und That, und durch die Mittel, die ihr großer Reichthum ihnen gab, dem Kaiserhaus Oestreich mehr, als viele andere Stände. Deshalb ging auch der edle Kaiser Maximilian selber dem Jakob Fugger mit der Leiche, als dieser Anno 1503 zu Hall in Tyrol starb. Es ward dieß zum besondern Gedächtniß unter dem Schwibbogen vor der Pfarrkirche zu Hall aufgezeichnet. Dieser Fugger hatte einst dem Kaiser binnen wenigen Wochen 170,000 Stück Dukaten geliefert. Dies mag zum Beleg vom Umfang der Reichthümer dienen, welche die Fugger durch Handel, Bergbau und sonstige Unternehmungen gewonnen hatten. Nach allen Gegenden gingen ihre Waaren, und fast jede Straße und jedes Meer trug Fuggerische Lastwagen und Schiffe. Als Kaiser Karl Anno 1530 den oben erwähnten denkwürdigen Reichstag zu Augsburg hielt, wohnte er Jahr und Tag in dem prächtigen Fuggerischen Hause. (Auf diesem Reichstag ist von den protestantischen Ständen das von Luther und Melancthon verfaßte protestantische Glaubensbekenntniß, die sogenannte Augsburger Confession übergeben worden.) Kaiser Karl erhob die Familie in den Grafenstand, ja er gab ihr

fürstliche Rechte. Er soll dabei gesagt haben: „noch niemals habe ich dergleichen verliehen, und bin auch nicht gesonnen, es wieder zu thun.“ Als einer der Herren Fugger starb, hinterließ er allein an baarem Geld 6 Millionen Goldkronen. Von ihm soll jener Kaiser Karl, als er in Paris den königlichen Schatz gesehen, gesagt haben: „zu Augsburg ist ein Weinweber, der faun dies alles mit eigenem Geld bezahlen.“ Derselbe Fugger hatte dem Kaiser zu einem Kriegszug eine große Summe Geldes vorgeschossen. Als nun der Kaiser nach gemachtem Frieden bei ihm ankehrte, ließ der Herr Fugger ein Feuer von Zimmetholz anzünden, und warf zu Ehren des hohen Besuchs die große Schuldverschreibung ins Feuer. Doch nicht blos der Fugger Gewerbfleiß, Ehre und Einfluß wird gerühmt, sondern auch ihre Wohlthätigkeit, ihre milde Fürsorge für Bedürftige, ihr Eifer mit Worten und Thaten Gutes zu thun, und Jeglichem beizuspringen in Stunden der Noth und Verlegenheit. An den edeln Fuggern ward erfüllet des Heilands Zusage: „Gebet, so wird euch gegeben.“ Unter ihren vielen wohlthätigen Stiftungen sei nur die sogenannte Fuggerei erwähnt. So heißt noch heute in Augsburg ein Platz, auf dem, mit eigenen Mauern und Thoren umgeben, 106 Häuser stehen, welche die Fugger einst erbauen ließen, damit arme Bürger dort für geringen Zins wohnen können. — Die Geschichte der Fugger ist ein wahrer Spiegel der Ehren.

Nun kommt die 3te Geschichte aus dem alten Buch:

### 3. Von einem lautschreienden Redner.

Einst zogen Prädicanten (Prediger) im Land umher, und hielten auf Märkten und Plätzen Reden ans Volk. Darunter hatte Einer eine so übergroße Stimme, daß wer ihn zum erstenmal hörte, meinte man müsse von Sinnen kommen. Einstmals vernahm derselbe unter seinen Zuhörern ein jämmerliches Seufzen, und sah, daß es von einer alten Frau ausgehe, die nebstdem bitterlich weine, und beide Hände hart zusammenschlage. Dieß erschien dem Redner sehr merkwürdig. Deshalb ging er zur Frau, und frug, was sie zur solchen Andacht bewegt



habe. O, Heber Herr, sprach sie, ich bin eine arme Wittwe, als mein Mann selig aus dieser Zeit schied, vermachte er mir zum Voraus einen jungen, hübschen Esel. Nun stund es nicht sehr lang nach meines Mannes Tod, daß der Esel auch starb. Als ihr nun mit eurer groben starken Stimm zu schreien anfing, gemahnte es mich an meinen lieben Esel, der hat die nämliche Stimme gehabt, wie Ihr. — Bei dieser Antwort mußte sich der Bedner, der eines großen Lobs gewärtig war, nicht wenig schämen. Also geschieht noch manchmal den Ruhmgierigen; wenn sie vermeinen Ehre zu erwerben, gelangen sie oft nur zum Spott. —

### Al l e r l e i.

Im großen Reich China, in Asien, wo der Thee herkommt, ist viel Wunderliches, aber auch manches Ehrwürdiges. Namentlich ist dort zu allen Zeiten den Kindern die tiefste Hochachtung gegen die Eltern durch Zucht und Lehre eingepägt und auch befolgt worden. Auf die Beleidigung oder gar Verlegung der Eltern sind die strengsten Strafen von Obrigkeitwegen gesetzt. Als einst eine Tochter ihre Mutter gröblich mißhandelt, und der Kaiser von China dies erfahren hatte, rief er ganz betrübt aus: „Gerechter Gott, welche Sünde habe ich begangen, daß ich das Unglück erleben muß, unter meiner Regierung eine Mutter von ihrem Kinde mißhandelt zu sehen!“ Es rührt sich im Herzen etwas, das

wie Schaam aussteht, wenn man Vergleichen mit christlichen Ländern anstellt.

Man sagt, daß die zärtlichsten Liebhaber oft die rauhesten Ehemänner werden. Es gereicht diese Behauptung den Mannsleuten zur geringen Ehre. Als Bräutigam sagte einer zu seiner Schönen, die sich an einem Stein im Weg beim Spazierengehen stieß, ganz sanft: „Sieh acht, Engelle, daß du nicht fallst.“ Einige Jahre später, als sie verbeirathet waren, stolperte die Frau wieder über einen Stein. Diesmal plagte der Mann grob heraus: „Nun, du Kub, siehst du den Stein nicht?“ So etwas ist nicht löblich. Die Liebe ist wie der Thau, sie fällt auf Rosen und Mist!

### S c h l u ß w o r t.

Wenn der Kalendermann von manchen werthen Zuschriften die gewünschte Erwähnung nicht gethan hat, so geschah es nur, um gewissen Leuten die Betrübnis zu ersparen.

Diejenigen Ortsvorstände, welche eine Abänderung der Märkte beabsichtigen, werden darauf aufmerksam gemacht, solches dem Verleger dieses Kalenders längstens bis Lichtmess anzuzeigen, weil der Druck des folgenden Jahrgangs jeweils um diese Zeit beginnt und somit später einlaufende Abänderungen nur nachträglich als Berichtigung des Monatsverzeichnisses aufgenommen werden können.

### Alphabetisches Verzeichniß der vorzüglichsten Messen und Jahrmärkte.

Sollten hier und da Berichtigungen erforderlich sein, so wird der Verleger jede diesfällige Belehrung mit Dank benutzen.

**M**ach, 1. Donnerstag vor Palmsonntag, 2. Mont. nach Urbani, 3. Donnerstag nach dem zweiten Sonntag im Juli, 4. Donnerstag nach Bartholomä, 5. Donnerstag nach Michaeli, 6. Mont. nach Andreas, 7. am 22. Dez.; fällt dieser auf einen Sonnt., so wird er Montag darauf gehalten, fällt aber der 22. Dezbr. auf einen Montag, so wird der Markt am Dienstag darauf gehalten.

**M**alen, 1. Lichtmess, 2. Phil. Jakob, 3. Hof, 4. Sonnt. n. Mich., 5. Mart. Ahern (auch Unterahern), Krämerm.: Osterdienst, Pfingstdienst, Viehm.: 1. Dienst, 14 Tage vor d. Osterdienst, 2. am letzten Dienst. im Novbr.

**M**elsbretm, 14. August

**M**agasperhausen, auf Matthäustag (2. Altkirch im Sundgau, auf Jakob

Septbr.); fällt dieser auf einen Sonntag, so wird der Markt am darauf folgenden Montag gehalten  
**M**albersweiler, Sonntag nach Egidius  
**M**ylrsbach, Pferde-, Vieh- u. Krämerm.: 1. an Mariä Verk., 2. am Pfingstmont., 3. am Kirchweihmontag.

**M**altenstat, die Amtshadt, 1. dienst. vor Palmsonnt., 2. donnerst. nach Pfingst., 3. dienst. nach Mar. Geburt, 4. dienst. vor dem Advent.

**M**ultheim, 1. Pfingstdienst, 2. auf Burkhardi; fällt dieser Tag auf Sonn- oder Feiertag, so soll der Markt Tag darauf gehalten werden, ausgenommen Samstags, wo er dann den folgenden Montag statt finden soll.

**M**ulthaus, auf Matthäustag (2. Altkirch im Sundgau, auf Jakob

und Laurentii.

**M**unweiler, Krämerm.: 1. Fastnacht & Sonntag, 2. Sonnt. an oder nach Johann Täufer, 3. Sonntag an od. nach Bartholomäus, 4. den letzten Sonnt. im Monat Novbr. — Viehmärkte: 1. den vierten Dienst. im März, 2. d. zweiten Dienst. im Mai, 3. den zweiten Dienstag im Sept., 4. den zweiten Dienstag im Oktober

**M**uppenweiler, 1. Montag nach Alexander, 2. Mont. vor Palmsonnt.

**M**üspurg, den 25. Juni.

**M**uen a. d. Deck, 1. Phil. Jak., 2. Elisabeth.  
**M**uggen, auf Matthäi im Septbr., fällt: Matth. auf samst. od. sonnt., so wird er folg. Montag gehalten.  
**M**ucknang, 1. Krämer- u. Viehm.: 1. dienst. vor Mar. Verkünd., 2.